

KONTINENT DER HOFFNUNG

Amazonisches Tiefland

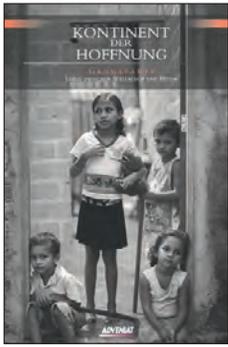
Bedrohte Schöpfung – bedrohte Völker



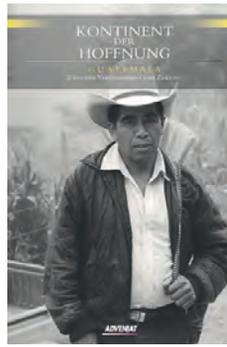
adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

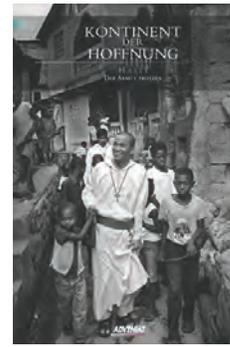
In der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ erschienen bisher unter anderem:



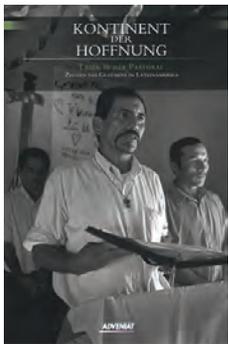
Großstädte – Leben zwischen Wellblech und Beton
Bestellnummer KH 27



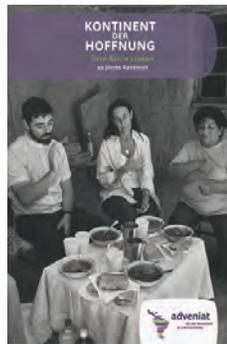
Guatemala – Zwischen Vergangenheit und Zukunft
Bestellnummer KH 28



Haiti – Der Armut trotzen
Bestellnummer KH 29



Laien in der Pastoral – Zeugen des Glaubens in LA
Bestellnummer KH 30



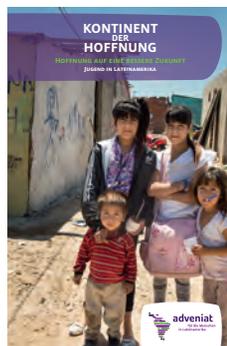
Dein Reich komme – 50 Jahre Adveniat
Bestellnummer KH 31



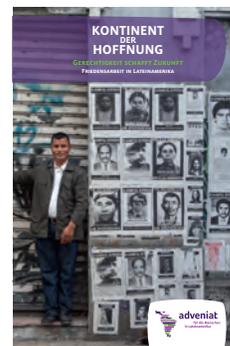
Mitten unter euch – Kirchliche Basisgemeinden
Bestellnummer KH 32



Das Wissen teilen – Ganzheitliche Bildung in LA
Bestellnummer KH 33



Hoffnung auf eine bessere Zukunft – Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 34



Gerechtigkeit schafft Zukunft – Friedensarbeit in Lateinamerika
Bestellnummer KH 35

Teilweise vergriffen:

Karibik – Auf den Spuren des Kolumbus
Afroamerikaner – Ihre Wurzeln sind in Afrika
Guyanas – Das andere Amerika
Venezuela – Das Öl fließt nur für Wenige
Ecuador – Gerechtigkeit für alle

Bolivien – Im Teufelskreis der Armut
Kolumbien – Mit dem Wort gegen die Gewalt
Brasilien – Mehr als Fußball und Favela
Mexiko – An der Grenze Lateinamerikas
Die Anden - Unterwegs zwischen Himmel und Erde

KONTINENT DER HOFFNUNG

Amazonisches Tiefland

Bedrohte Schöpfung – bedrohte Völker

Inhalt

Zum Geleit	3
„Wir kämpfen nicht nur für uns!“	4
Der einstürzende Himmel	12
Kann der Schamane Christ werden?	22
Ein Netzwerk für das Leben	30
Ein rohstofforientiertes Entwicklungsmodell	36
„Sie gaben ihr Leben für die indigenen Völker“	44
Eine amazonische Tragödie	50
Im Land der gewaltigen Ströme	60
Ludato si' – praktisch	68
Lesehinweise zum Thema	72
Impressum, Autoren	73

Zum Geleit

Schützt unser gemeinsames Haus –
die Zukunft indigener Lebenswelten am Amazonas

Das Leben der Völker im Amazonasgebiet ist in Gefahr. Der Klimawandel verursacht in den „immerfeuchten Tropen“ nie gekannte Zeiten der Trockenheit. Die Pegel des Amazonas und seiner Flüsse sinken, wie es auch das Titelbild dieser Ausgabe des „Kontinent der Hoffnung“ zeigt. Das Leben der Indigenen, die auf und von diesem Wasser leben, ist aber auch durch gigantische Staudammprojekte sowie die rücksichtslose Ausbeutung von Rohstoffen bedroht. Die Zerstörung ihrer Lebenswelt kommt einer schleichenden Ausrottung an den indigenen Völkern gleich.

Schützt unser gemeinsames Haus – dazu hat Papst Franziskus am Weltgebetstag für die Bewahrung der Schöpfung erneut aufgerufen: „Bereuen wir das Übel, das wir unserem gemeinsamen Haus zufügen – als Einzelne ... und als Beteiligte an einem System, das die Logik des Gewinns um jeden Preis durchgesetzt hat, ohne an die soziale Ausschließung oder die Zerstörung der Natur zu denken.“ Der Schutz der Schöpfung und der Armen gehören unbedingt zusammen. Das hat der Papst in seinen Reden und Schriften wie kaum einer vor ihm immer wieder deutlich gemacht. Und er spricht jeden von uns direkt an, wenn er etwa in seiner Enzyklika *Laudato si'* fragt: „Welche Art von Welt wollen wir denen überlassen, die nach uns kommen, den Kindern, die gerade aufwachsen?“ Der Herausforderung, darauf eine Antwort zu finden, stellt sich das panamazonische, kirchliche Netzwerk Repam („Red Eclesial Pan-Amzónica“). Die Kirchen der neun Amazonas-Staaten setzen sich darin gemeinsam mit vielen kirchlichen Initiativen und Organisationen – unter ihnen auch Adveniat – gegen die fortschreitende Umweltzerstörung und für das Überleben sowie die Rechte der indigenen Völker ein. Denn alle haben das Recht, in Würde ihr Leben, ihre Zukunft, ihre Entwicklung selbstbestimmt zu gestalten.

Abbildung oben:

Prälat Bernd Klaschka.

Abbildung Titelseite:

Einbaum auf dem Río Bobonaza, Ecuador.



Die folgenden Seiten laden ein, in die Lebenswelten der Völker des Amazonasgebiets einzutauchen, ihre Weisheiten, ihre Spiritualitäten, ihre Weltsichten zu erleben. Wie leben die Ende der achtziger Jahre fast schon ausgerotteten Yanomami heute in den abgelegenen Amazonasregionen Brasiliens und Venezuelas? Wie verändern Goldgräber das Leben der Wampi und Awajún in Peru? Wie ist es den Kichwa-Indigenen Ecuadors gelungen, ihr Territorium gegen das Vordringen der Erdölindustrie zu verteidigen? Mit ihrer Art zu leben sind die Völker, die seit Jahrhunderten im Amazonasgebiet leben, nicht nur echte Umweltschützer, sondern erinnern uns auch an das Staunen und den Dank, die die Schöpfungserzählungen der Bibel durchziehen. Gegen die Gier des Immer-mehr setzten die Frohe Botschaft und die indigenen Völker die Weisheit: Es ist genug, es braucht nicht immer mehr. Denn „Gott sah, dass es gut war“ (Gen 1,25).

Prälat Bernd Klaschka

Hauptgeschäftsführer des Lateinamerika-Hilfswerks
Adveniat

„Wir kämpfen nicht nur für uns!“

Indigene als politische Akteure bei der Bewahrung der Schöpfung und ihres Lebensraums
Ein Gastbeitrag von Yvonne Bangert

Paris am 23. November 2015. Der UN-Klimagipfel, von dem die Welt sich ein tragfähiges Klimaabkommen verspricht, steht unmittelbar bevor. Auch zahlreiche Delegierte indigener Völker aus aller Welt nutzen das internationale Interesse, um ihre Klagen gegen Landraub und Verletzung ihrer Rechte, gegen die Zerstörung ihrer Existenzgrundlage und die Missachtung ihrer Entscheidungsstrukturen vorzubringen. Sie wissen, dass ein intaktes ökologisches Gleichgewicht in Amazonien nicht nur für sie überlebenswichtig ist, sondern für uns alle, denn es beeinflusst das Klima weltweit.

Die Ashaninka-Repräsentanten Jiribati Diquez Rios und Marishori Samaniego Pascual aus Peru und der Puyanawa-Sprecher Luiz Puwe Puyanawa aus Brasilien werden von der Ethnologin und Brasilienexpertin der *Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV)* Eliane Fernandes Ferreira zu ihren Terminen in Paris begleitet. Es gehört zu den Kernaufgaben einer internationalen Menschenrechtsorganisation wie der GfbV, den Repräsentantinnen und Repräsentanten bedrohter und verfolgter Minderheiten und indigener Völker Foren zu schaffen, auf denen sie ihre Stimme für die Rechte ihrer Völker selbst erheben können. So können Indigenen-Vertreter an der Prä-Konferenz: „*Peuples autochtones et le climat*“ (Indigene Völker und das Klima) zur UN-Klimakonferenz 2015 ebenso teilnehmen wie an dem Runden Tisch „*Resilience in times of uncertainty: Indigenous Peoples and Climate Change*“ (Widerstand in unsicheren Zeiten: Indigene Völker und Klimawandel) der UNESCO, sich mit zahlreichen anderen indigenen Delegierten vernetzen, aber auch prominente und international erfahrene Sprecher der indigenen Bewegung aus Brasilien wie den Kayapó-Anführer Raoni kennenlernen. Netzwerke entstehen. Gemeinsame Erfahrungen mit indigenen Sprechern aus anderen Erdteilen lassen

Selbstvertrauen entstehen, bedeuten auch Selbstbestätigung. Viele Indigene zeigen in Paris in der traditionellen Kleidung ihrer Völker mit großer Würde kulturelles Selbstbewusstsein, doch hat dies mit romantischer Verklärung nichts zu tun. Dass es heute noch so etwas wie Wildnis gibt, ist weitgehend ihnen zu verdanken. Die meisten Naturschutzgebiete und 80 Prozent der weltweiten Biodiversität liegen auf indigenen Territorien. Indigene Völker haben nachhaltige Lebensweisen entwickelt und – manchmal über Jahrtausende – dazu beigetragen, eine hohe Artenvielfalt in ihrer Umwelt zu fördern und zu erhalten. Dennoch wird von ihnen erwartet, dass sie ihre Lebensweise ändern, sich unserer eher zerstörerischen Wirtschaftsweise anpassen und damit auch die spirituelle Verbindung zu ihrem Land, das ihnen zugleich Kirche und Supermarkt ist, aufgeben.

Gefahr für Leib und Leben

Indigene Umweltschützer leben gefährlich. Immer öfter bezahlen sie ihr Engagement für den Erhalt ihrer traditionellen, nachhaltigen Lebensweise und gegen Holzfäller, Goldsucher oder andere Glücksritter mit ihrem Leben. Skrupellose Geschäftemacher schrecken auch vor dem Einsatz gedungener Mörder nicht zurück. Diana Rios ist eine junge Ashaninka aus Saweto in Peru. Ihre Gemeinschaft erhob Anspruch auf einen offiziell eingetragenen Landtitel und war deswegen einem skrupellosen Holzhändler und



Sägewerksbesitzer im Weg. Dianas Vater war gemeinsam mit dem Anführer von Saweto, Edwin Chota, und zwei weiteren Ashaninka am 1. September 2014 auf dem Weg zu der befreundeten Ashaninka-Gemeinschaft Apiwtxa in Brasilien, als alle vier von illegalen Holzfällern ermordet wurden. Jetzt sitzt die 21-Jährige im Messebereich des UN-Klimagipfels und spricht über den nicht enden wollenden Kampf ihrer Gemeinschaft. Tränen rinnen über ihr Gesicht, ab und an versagt ihre Stimme. 15 Monate sind seit der Ermordung ihres Vaters vergangen, aber noch immer konnte die Familie den Leichnam nicht bestatten. Er wurde noch nicht gefunden.

„Es ist unglaublich, dass wir unser Leben riskieren müssen, um der Regierung zu sagen, dass sie nicht das tut, was sie machen sollte, um uns zu schützen. Ganz im Gegenteil, der Staat investiert in Dinge, die gefährlich für uns sind“, klagt Rios. Erst einen Tag zuvor, am 1. Dezember 2015, hatte der peruanische Umweltminister Manuel Pulgar-Vidal Otálora in seiner Rede beim Klimagipfel behauptet, dass es in Peru keine Probleme in den indigenen Gebieten gebe. Das macht Rios wütend: „Wie kann er sagen, dass Peru seine indigenen Völker unterstützen würde, wenn doch zu Hause nicht entsprechend gehandelt wird?“ Beim Klimagipfel zu sein, gibt ihr Mut und Kraft, weiterzumachen. Sie ist stolz darauf, ihre Gemeinschaft

in Paris zu vertreten und dort Gehör zu finden. „Wir kämpfen gegen den Klimawandel. Wir kämpfen für die ganze Welt, nicht nur für uns!“

2012 hörten die Menschenrechtler in Deutschland zum ersten Mal von Edwin Chotas lebensgefährlichem Kampf um die Existenz seiner Gemeinschaft in Peru. „Wir befinden uns schon seit langem in dieser Gefahr“, sagte er damals. „Wissen Sie, das sind Holzfäller, sie sind bewaffnet, sie haben alle Mittel. Wir wissen, wer sie sind und wie sie handeln. Deshalb brauchen wir jetzt Institutionen, die sich um die Sicherheit in diesem Grenzgebiet kümmern. Aber leider gibt es keine Grenzpolitik, die wirklich unseren Rechten als Bewohner dieses Ortes und als originäres Volk Geltung verschaffen würde.“

Ermordet von der Holzmafia

Seit langem schon wollten illegal tätige Holzunternehmer verhindern, dass die Ashaninka einen offiziellen Titel für ihr Land erhalten. Denn damit könnten sie es sehr viel besser vor der Abholzung schützen. Ohne Chota, so die Logik der Mörder, würden die Ashaninka von Saweto aufgeben. Zuerst wollte man ihn bestechen, damit er seine Leute im

Abbildung Seite 5:

Indigene in einem Einbaum an einem Nebenfluss des Río Coca, Ecuador.



Stich lässt – ohne Erfolg. Dann bekam er Morddrohungen, ging ins Exil nach Brasilien. Im September 2014 schließlich wurde er im Grenzland zwischen Brasilien und Peru ermordet. Seine Lebensphilosophie beschrieb er einmal so: „Man muss für ein Ziel arbeiten, das über die nächsten Jahre hinausweist. Wir wandern und reisen durch den Wald, weil wir wollen, dass man beides ohne Gefahr und ohne Gewalt auch in 50 oder 100 oder sogar 500 Jahren noch immer tun kann. (...) Die Führer von heute werden eines Tages fort sein. Aber unser Traum wird leben, solange wir die Voraussetzungen dafür schaffen für die Kinder, die uns nachfolgen.“

Yorenka Ātame – die Alternative

Edwin Chota war ein enger Verbündeter und Partner von Benki Piyāko, einem jungen Ashaninka aus der Gemeinschaft Apiwtxa am Fluss Amônia im brasilianischen Bundesstaat Acre.

Abbildung Seite 6:

Umweltkatastrophe im Urwald von Peru: Mit Hunderten von Arbeitern versucht die Firma Petroperú, die Schäden durch ein Pipeline-Leck in der Region Chiriaco zu beseitigen.

Benki ist ein Brückenbauer zwischen den Kulturen, liefert einen wichtigen Beitrag, um das Grenzgebiet zwischen Brasilien und Peru, in dem seine Gemeinschaft von rund 1.000 Menschen lebt, von illegalen Holzfällern und Drogenschmugglern zu befreien und dort Frieden zu schaffen. Mit seiner Arbeit setzt er sich großen persönlichen Risiken aus. Mehrfach wurde er mit dem Tod bedroht und auch bereits tötlich angegriffen.

Benki Piyāko gründete 2007 in Marechal Thaumaturgo, einem Ort im brasilianischen Bundesstaat Acre, das Ausbildungszentrum *Yorenka Ātame* („Wissen des Urwaldes“), um der indigenen und nicht indigenen Bevölkerung der Region nachhaltige und umweltfreundliche Wirtschaftsformen nahezubringen und Wiederaufforstungsprogramme mit Jugendlichen aus der Ortschaft durchzuführen. Die Botschaft lautet: Es ist möglich, in und von einem intakten Urwald zu leben, ohne dass man ihn zerstört.

Kinder und Jugendliche aus drei Schulen des Ortes lernen hier, was Umweltschutz bedeutet. Gleichzeitig dient *Yorenka Ātame* als Ort der Begegnung, wo Indigene und nicht Indigene sich kennenlernen und durch gemeinsame Aktivitäten miteinander vertraut machen können. Um auch die Menschen zu erreichen, die nicht selbst in das Zentrum kommen, sondern in einer der 300 Gemeinschaften der Region von Marechal Thaumaturgo an den Flüssen Tejo, Breu, Juruá, Arara und Amônia leben, soll das Projekt jetzt um fünf Teams mit in *Yorenka Ātame* ausgebildeten Umweltexperten erweitert werden. Sie sollen alle Gemeinschaften besuchen und so

**„Wir wandern und reisen durch den Wald, weil wir wollen,
dass man beides ohne Gefahr und ohne Gewalt auch in 100
Jahren noch immer tun kann.“**

Edwin Chota, 2014 ermordeter Anführer der Ashaninka

die Idee des nachhaltigen Wirtschaftens im Wald zu ihnen bringen. Benki Piyäko engagiert sich auch auf internationaler Ebene. Er will die Ashaninka, die durch die während des Kautschukbooms im 20. Jahrhundert gezogene peruanisch-brasilianische Grenze voneinander getrennt wurden, wieder zusammenbringen. Zugleich setzt er sich auch für die Stärkung der peruanischen Ashaninka-Gemeinschaften ein, die durch Holzfirmen (z.B. Forestal Venao) und die in ihren Gebieten geplante Erdölförderung in Gefahr geraten. Außerdem kommen die illegal im Gebiet von Benkis Gemeinschaft in Brasilien tätigen Holzfäller aus Peru über die „grüne Grenze“ und transportieren die gefällten Baumstämme auch dorthin zurück, um sie zu vermarkten. Sie reagieren mit großer Gewalt, wenn man versucht, sich ihnen in den Weg zu stellen.

Immer wieder Informations- und Lobbyreisen nach Deutschland

2009 reisten Benki Piyäko und sein Bruder Moisés Piyäko nach Deutschland, um über die Probleme entlang der peruanisch-brasilianischen Grenze, die Lage der dort in freiwilliger Isolation lebenden Indigenen sowie über die Pläne der peruanischen Regierung, Erdöl auf indigenen Gebieten zu fördern, zu berichten. Sie trafen sich mit Vertretern von Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen und mit Bundestagsabgeordneten. Seitdem kehrte Benki Piyäko mehrfach zu Lobbyreisen nach Europa und in die Bundesrepublik Deutschland zurück.

In einem Interview, das er im vergangenen Jahr gab, sagte Benki: „Die Morde an meinen Mitstreitern machen mich sehr traurig. Aber sie bestärken mich auch darin, weiter ohne Waffen gegen die Holzindustrie und für die Rechte meines Volkes zu kämpfen. Ich möchte einen friedlichen Weg gehen und anderen helfen. Doch die peruanische Regierung sieht in mir eine Bedrohung, weil ich die Gemeinschaft der Ashaninka vernetze. Deshalb erhalte ich immer wieder Todesdrohungen. Schutz kann ich von den brasilianischen Behörden nicht erwarten. Trotzdem setze ich mich beharrlich für den ständigen Kontakt der Ashaninka-Gemeinden miteinander ein. Wir müssen zusammenhalten, uns austauschen und treffen.“

Im September 2015 fand in Pucallpa/Peru der erste binationale Kongress von Ashaninka aus Brasilien und Peru statt. Unter anderem verabschiedeten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dort eine von 24 Gemeinschaften unterzeichnete, 16 Punkte umfassende „Stellungnahme an die lokalen, regionalen, nationalen und internationalen Regierungen“, in der ihre Forderungen zusammengefasst sind. Sie wurde von der Ashaninka-Delegation beim UN-Klimagipfel in Paris verbreitet.



Indigene Menschenrechtsverteidiger riskieren oft ihr Leben

Indigene Akteure werden immer wieder an Leib und Leben bedroht, wenn sie mit ihrem Engagement den Interessen von Grundbesitzern oder Wirtschaftsunternehmen in die Quere kommen. Nach Angaben der Menschenrechtsorganisation der katholischen Bischofskonferenz Brasiliens, des Indigenen-Missionsrates Cimi (*Report: Violence against Indigenous Peoples in Brazil, 2014 Data*), wurden allein 2014 nur in Brasilien 138 Indigene ermordet, oft im Zusammenhang mit Landkonflikten und um die indigenen Anführer einzuschüchtern. Die meisten Morde geschahen demnach in den Bundesstaaten Mato Grosso do Sul, Amazonas und Bahia. Als Beispiel schildert Cimi das Schicksal von Marinalva Kaiowá, die am 1. November 2014 brutal ermordet wurde. Sie lebte in einer Barackensiedlung am Rande des Landes, um dessen Rückgabe ihre Gemeinschaft seit mehr als 40 Jahren kämpft. Sie hatte vor dem Bundesgericht (Federal Supreme Court/STF) an einem Protest gegen einen Gerichtsentscheid teilgenommen, mit dem das Anerkennungsverfahren für den Landanspruch ihrer Guyraroká-Gemeinschaft annulliert worden war. Zwei Wochen später fand man ihre Leiche. Ihr Mörder hatte 35 Mal mit einem Messer zugestochen. Am 26. April 2015 war Eusebio Ka'apor auf Patrouille in einem Waldgebiet der Ka'apor und Awá im Bundesstaat Maranhão. Die Indigenen wollen ihren Wald überwachen und dadurch illegale Holzfäller abschrecken. Doch Eusebio Ka'apor wurde angeschossen und erlag zwei Stunden später seinen Verletzungen.

Mutig agieren die indigenen Völker auch auf internationalen Konferenzen

Trotz aller Einschüchterungsversuche lassen sich die indigenen Amazonasvölker nicht mundtot machen. Mutig agieren sie in den Staaten, in deren Grenzen ihre Gemeinschaften leben, aber auch vor internationalen Foren, zum Beispiel der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) oder der Vereinten Nationen. Alicia Cahuiya ist Huaorani aus dem Yasuní-Ölgebiet in Ecuador. Dort wird gerade

Abbildung Seite 8:

Leben mit der Natur: Kinder bei der Rückkehr vom Feld. Das Land ist die Lebensgrundlage der Indigenen im Amazonasgebiet, so auch der Yanomami im Dorf Watoriki in Brasilien.

der Beginn der Ölförderung vorbereitet in einer sehr umstrittenen Region, in der neben den erst in den 1960er Jahren kontaktierten Waorani auch die in freiwilliger Abgeschiedenheit verweilenden Tagaeri und Taromenane leben. Sie sind durch die Straßen und Siedlungen für die Ölarbeiter, aber auch durch die eigentlichen Förderanlagen und deren Infrastruktur existentiell gefährdet.

Alicia Cahuiya ist eine sehr politische Frau. Sie war von 2005 bis 2007 die erste Präsidentin der Frauenvereinigung der Waorani, der *Asociación de Mujeres Waorani de la Amazonía Ecuatoriana* (AMWAE), und wurde im August 2013 Vizepräsidentin der Organisation *Nacionalidad Waorani del Ecuador* (NAWE). Auch auf internationaler Ebene vertritt sie die Interessen der im Yasuní-Gebiet lebenden indigenen Gemeinschaften und deren Recht auf ein eigenes Territorium und eine selbstbestimmte Lebensweise. In Quito stellte sie 2013 bei einer Plenarsitzung das Parlament der Republik Ecuador zur Rede: „Welchen Plan haben Sie, um uns Waorani zu schützen? Wie werden Sie unsere Brüder und Schwestern der in freiwilliger Abgeschiedenheit lebenden Tagaeri-Taromenane schützen? Wir lebten früher gut, das Wasser war sauber, die Bäume waren gesund. (...) Jeder sagt jetzt, die Ecuadorianer sind dafür, im Yasuní Erdöl zu fördern. Wir Waorani stimmen dem nicht zu!“

Frauen verteidigen das Land ihrer Gemeinschaften

Im Mai 2014 kam Alicia mit dem ecuadorianischen Menschenrechtler Eduardo Pichilingue auf Einladung der GfBV nach Deutschland, um Unterstützung für ihren Kampf für einen unangetasteten Yasuní zu suchen. Damals war in Ecuador gerade der Versuch gescheitert, ein Volksbegehren gegen die Ölförderung abzuhalten. Die Yasunidos, ein Zusammenschluss von Umweltorganisationen, die sich für die Bewahrung der Artenvielfalt im Yasuní-Nationalpark einsetzen, hatten etwa 760.000 Unterschriften für ein Referendum gegen die Erschließung von Ölfeldern gesammelt, aber die nationale Wahlbehörde Ecuadors hatte nur 360.000 Unterschriften anerkannt und die Durchführung eines Referendums

„Ich bin mir sicher, durch unsere Lieder und Träume können wir sicherstellen, dass die Regierungen unsere Kraft spüren und gute Entscheidungen treffen. Das ist wichtig, denn zurzeit treffen sie schlechte Entscheidungen, welche die ganze Menschheit in Gefahr bringen.“

Patricia Gualinga, Kichwa, Ecuador



abgewiesen. In Berlin organisierten wir u.a. Gesprächstermine mit Vertretern des Menschenrechts- sowie Umweltausschusses, die mit unseren Gästen einen Besuch im Nationalpark Yasuní vereinbarten. Doch Ende 2014 verhängte die Regierung Ecuadors ein Einreiseverbot für die Parlamentarier. Auch der Widerstand gegen die Ölförderung im besonders umstrittenen ITT-Feld im Block 43 und dem angrenzenden Block 31 ist gescheitert. Im Frühjahr 2016 gab die Regierung bekannt, es würden nun die ersten Bohrschächte niedergebracht, sodass Ende 2016 mit dem Beginn der Förderung zu rechnen sei.

Protest gegen die Erdölförderung im Regenwald Ecuadors

Auch Patricia Gualinga stammt aus den Ölfördergebieten Ecuadors. Sie ist eine Kichwa aus der Gemeinschaft Sarayaku. Seit Jahren reist sie bis nach Europa, um die Ablehnung der Erschließung des Landes für die Ölförderung zu propagieren und um Verbündete für das Gegenkonzept der Kichwa zu werben. Die wollen die Markierung ihres Territoriums durch Anpflanzung einer Lebenslinie mit

blühenden Büschen und Bäumen erweitern, ein System von Waldwächtern aufbauen, durch Kleintierzucht ihre Ernährungssicherheit unterstützen. Nach dem UN-Klimagipfel in Paris zog sie diese bittere Bilanz: „Die Ergebnisse des Übereinkommens von Paris bestätigen einmal mehr, dass Regierungen sich nicht um Menschenrechte scheren. So sehr sie auch behaupten mögen, dass sie den Klimawandel bekämpfen wollen: Solange sie indigene Rechte und Territorien nicht respektieren und weiterhin unkontrolliert Rohstoffe abbauen, wird es weder einen wirklichen Wandel noch Klimagerechtigkeit geben. Das wird für die Menschheit und alles Leben verhängnisvoll sein.“

„Wir nehmen sehr genau wahr,
was um uns herum geschieht“

In einem Blogbeitrag für die Huffington Post schrieb sie: „Ich heiße Patricia Gualinga. Ich bin Koordinatorin für internationale Beziehungen der Kichwa aus Sarayaku im Amazonasgebiet Ecuadors. Ich hatte die Chance, um die ganze Welt zu reisen, um auch damit meinem Volk zu helfen und an der Seite meiner Angehörigen, meiner Eltern und der gesamten Gemeinschaft zu kämpfen. (...) Als Frauen sind wir auch Mütter, Schwestern, Ehefrauen, Töchter, Freundinnen. Wir nehmen sehr genau wahr, was um uns herum geschieht. Frauen haben eine enge Verbindung zur Erde, denn alles, was uns ausmacht, kommt von der Kraft der Erde. Ich bin mir sicher, durch unsere Lieder und Träume können wir sicherstellen, dass die Regierungen unsere Kraft spüren und gute Entscheidungen treffen. Das ist wichtig, denn zurzeit treffen sie schlechte Entscheidungen, welche die ganze Menschheit in Gefahr bringen.“

Abbildung Seite 10:

Moha ist 87 Jahre alt. Er stamt aus dem Volk der Tenharin, die im südlichen Amazonasbereich, auf dem Gebiet Perus leben. Auf dem Weg zum Feld spielt er auf seiner Flöte und singt traditionelle Lieder. Seine Ahnen sind hier begraben, und er will sich nicht verjagen lassen.

Die wichtigsten Selbstorganisationen der indigenen Völker

Die indigenen Völker der Staaten des Amazonasbeckens sind gut organisiert und auch auf internationaler Ebene gut vernetzt. Dachverband ist die 1984 gegründete COICA (*Coordinadora de las Organizaciones Indígenas de la Cuenca Amazónica*). Seit 1992 gehören ihr die jeweiligen Nationalorganisationen der indigenen Völker aus Bolivien, Peru, Ecuador, Kolumbien, Brasilien, Venezuela, Suriname, Französisch-Guayana und Guyana an. Der Dachverband artikuliert auf regionaler und internationaler Ebene die Forderungen der indigenen Organisationen und koordiniert deren politische Arbeit.

Nach ihrem Selbstverständnis ist die COICA die internationale Koordinierungsinstanz für ihre Mitgliedsorganisationen, deren Tätigkeit allen indigenen Völkern Amazoniens zugute kommen soll.

Dachverband der indigenen Völker im Amazonasgebiet Brasiliens ist die COIAB (*Coordenação das Organizações Indígenas da Amazônia*). Nach Angaben des Klima-Bündnisses (<http://indigene.de/20.html?&L=1>) vertritt sie 165 indigene Völker in den Bundesstaaten Acre, Amapá, Roraima, Rondônia, Pará, Maranhão, Mato Grosso und Tocantins.

Die CONFENIAE (*Conferación de Nacionalidades Indígenas de la Amazonía Ecuatoriana*) vertritt als Dachverband des ecuadorianischen Amazonasgebietes heute 13 Organisationen, die neun indigene Nationalitäten mit insgesamt 850 Gemeinden repräsentieren. Hauptkonfliktfelder in dieser Region sind die Erdölförderung und die damit verbundene Umweltverschmutzung sowie die Bedrohung des natürlichen Lebensraumes der Indigenen.



Der einstürzende Himmel

Das Volk der Yanomami – Teil 1: Brasilien

Von Thomas Milz (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Sie gelten als mythische Krieger. Wie kein anderes indigenes Volk des Amazonaswaldes haben sie es verstanden, ihren Lebensraum zu bewahren. Doch der Vormarsch der modernen Welt bedroht nun auch die Yanomami. Zwei Reportagen in diesem Heft beleuchten die Situation dieses Volkes, das im Grenzgebiet von Brasilien und Venezuela lebt.

Verzweiflung ergriff die Yanomami am Catrimani-Fluss an jenem Tag im Jahr 1973. Dieselqualm verdunkelte plötzlich den Himmel, der ohrenbetäubende Lärm gigantischer Bulldozer erschütterte den sonst friedlichen Wald, in den die Stahlmonster klaffende Schneisen rissen. Die moderne Welt stand plötzlich vor ihnen, hier, im bisher unberührten äußersten Norden Brasiliens. Und über Nacht ging es für sie ums blanke Überleben.

Todbringende Masern

Der Consolata-Missionar Carlo Zacquini erinnert sich oft an jenen Augenblick. Dann fällt ihm das Reden schwer. „Ich war doch kein Arzt, aber plötzlich musste ich es sein.“ Krankheiten waren mit den Bauarbeitern der BR 210, der Perimetral Norte, eines ehrgeizigen Projekts der brasilianischen Militärregierung zur Erschließung des nördlichen Amazonasgebietes, zu den Yanomami gekommen. „Innerhalb von zehn Tagen starb die Hälfte der Indigenen meiner Region an Masern.“

Abbildung Seite 12:

Die Yanomami jagen mit Pfeil und Bogen.

Abbildung Seite 13:

Armindo Goes Melo in der Schule von Watoriki.

Mithilfe eines kleinen Medizinbüchleins versuchte sich Zacquini an Diagnose und Therapie, kontaktierte über Funk Ärzte, rettete dadurch viele Menschen. „Aber ich konnte ja nicht überall sein“, zieht er bitter Bilanz. Ganze Dörfer verschwanden, „es war ein regelrechter Genozid“.

Vierzig Jahre später untersuchte Brasiliens Wahrheitskommission zu Menschenrechtsvergehen während der Militärdiktatur die Tragödie. Und bezifferte die Zahl der damals gestorbenen Yanoma-



mi auf 2.000. Die zum Volk der Yanomami gehörenden Yawarip verschwanden komplett.

Nachdenklich schaut Davi Kopenawa Yanomami aus dem Fenster des Kleinflugzeugs des Indigenen-Gesundheitsdienstes. Unter ihm zieht ein schier unendlicher Teppich grüner Baumkronen vorbei. Ende der 1970er Jahre ging den Militärs das Geld für den Straßenbau aus, die BR 210 verfiel zusehends, wurde vom Regen aufgerissen und vom Urwald überwuchert. Die Natur hatte zugunsten der Yanomami eingegriffen.

„Wir benutzen sie heute oft als Landepiste.“ Er lächelt. Doch wie eine Narbe erinnern die Reste der Perimetral die Yanomami stets daran, wie fragil ihre Existenz geworden ist.

Der „Einsturz des Himmels“

Den Horizont säumen Bergmassive, an deren Gipfeln sich Wolken verfangen. In der Kosmologie der Yanomami stammen ihre Urväter aus jenem Hochland. Berge und Bäume stützen jene himmlische Sphäre, ohne die die Yanomami dem Untergang geweiht sind. In seinem Buch „*A queda do céu*“, der „Einsturz des Himmels“, hat Kopenawa die Geschichte seines Volkes erzählt. Und die gierige Welt der Weißen an den Pranger gestellt.

Der Schamane hat in den sechzig Jahren seines Lebens das ganze Drama seines Volkes durchlebt. Als er vier Jahre alt war, kamen

Händler und Missionare in sein Dorf. Sie gaben ihm den Namen eines Weißen: Davi. Und infizierten seine Verwandten mit Krankheitskeimen. Die Hälfte von ihnen überlebte den Kontakt nicht. Als er ein junger Mann war, töteten weiße Goldsucher vier Yanomami-Führer, hoch oben in den heiligen Bergen.

Damals sei er voll Ärger auf den „napë“, den weißen Feind, gewesen. Sein Weg schien vorgezeichnet, fast hätte er sich in einen jener aggressiven Yanomami-Krieger verwandelt, der das mythische Bild des Volkes prägt. Die Geschichte der Yanomami ist voll von Kämpfen mit Pfeil und Bogen, die sie gegen die „napë“ richten. Und gegen die Brüder des eigenen Volkes. Bis heute rächen sich Sippen blutig für Morde und Verhexungen.

Gewalt hat einen zentralen Platz in der Yanomami-Kultur, sie sei durch den Urkrieger Arawë in ihre Welt gekommen. Im Hochland geboren, der heutigen Grenzregion zu Venezuela, attackierte er rastlos seine Nachbarn, bis diese an ihm Rache nahmen. Als er unterging, tropfte sein Blut auf den Urwald. Und wer seine Blutstropfen abbekam, war auf ewig der Gewalt verschrieben, ob Mensch oder Tier. Die



Wespe Kopena trank auch von seinem Blut, ihr Stich sei seitdem voll Gift, erzählt das Buch „Der Einsturz des Himmels“.

Von der Wespe nahm sich Davi seinen Namen: Kopenawa, eine Referenz an den kriegerischen Wespengeist. Eigentlich hätte er zwangsläufig seine Gegner mit Pfeil und Bogen niederstrecken müssen. Doch Davi Kopenawa zögerte.

In den Augen der Regierung sind sie Wilde

In den Augen der Regierenden im fernen Brasília seien die Yanomami stets nur Wilde gewesen, die man bevormunden müsse, sagt er heute. „Doch was ist das schon im Vergleich zu der Gewalt, mit der die Weißen regieren?“ Er wählte den Weg des Friedens, des Dialogs, wurde zum Sprachrohr und Gesicht der Yanomami.

Unermüdlich denunzierte er das Eindringen von Goldsuchern und Viehbaronen in ihr Gebiet. Er lernte, die Macht der Weltöffentlichkeit für sich zu nützen. Seit den 1980er Jahren reiste er unermüdlich um die Welt, redete vor den Vereinten Nationen und europäischen Parlamenten, erhielt den Alternativen Nobelpreis und den „UN Global 500 Award“. Er schlug die Weißen mit ihrer stärksten Waffe, den Worten, mächtiger als Pfeil und Bogen. Anfang der Neunzigerjahre wuchs der internationale Druck auf die brasilianische Regierung, der von Kopenawa denunzierten Gewalt gegen die Yanomami Einhalt zu gewähren. Kurz vor Beginn der ersten Kon-

Abbildung Seite 14:

Der Shabono (Rundbau) des Yanomami-Dorfes Watoriki im brasilianischen Urwald des Amazonastieflands.

Abbildung Seite 15:

Im Shabono hat jede Familie ihren Bereich. Geschlafen wird in Hängematten.



ferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung, der „Eco-92“ in Rio de Janeiro, unterzeichnete der damalige Präsident Fernando Collor de Mello das Dokument zur Einrichtung der *Terra Indígena Yanomami*, eines 10 Millionen Hektar großen Schutzgebietes. Was als Imagegewinn der Regierung gedacht war, bedeutete für die Yanomami einen kaum für möglich gehaltenen Etappensieg im Kampf ums Überleben. „Napë“ dürfen nur noch mit Sondergenehmigungen auf ihr Land, wo sich Ärzte des staatlichen Indigenen-Gesundheitsdienstes um die Yanomami kümmern. Doch wie viel Zeit haben sie dadurch gewonnen, wie lange hält die Abschottung?

Die Zeit scheint hier noch stillzustehen

In Kopenawas Dorf scheint die Zeit noch stillzustehen. Die 100 Mitglieder seiner Familie leben in dem traditionellen Shabono-Rundbau. Es gibt weder Telefon, Internet, Fernsehen noch Strom. Zahnbürsten und metallene Kochtöpfe sind die einzigen Zeugen der modernen Außenwelt. Wenn die Sonne untergeht, kehrt Ruhe ein in den nur von Lagerfeuern erleuchteten Shabono. Das Leben der Yanomami hängt von der Natur ab. Sie pflanzen ihre Lebensmittel in Dorfnähe an, „nur so viel, wie wir selber brauchen“. Der nahe Fluss dient als Trinkwasserquelle und Waschplatz. Jeder Tropfen Quecksilber, den die Goldgräber in ihren Gewässern zurücklassen, würde die Yanomami ihrem Untergang näher bringen.

In einem kleinen Schulgebäude lernen die Kinder ihre Sprache und Kultur. Die älteren Jugendlichen müssen jedoch nach Boa Vista, der 300 Kilometer entfernten Landeshauptstadt von Roraima, um dort die weiterführenden Schulen zu besuchen. Auch Kopenawas Sohn Dário studiert dort. Wenn er den Universitätsabschluss hat, erwartet ihn der Vater zurück im Dorf. Dass sein Sohn in der weißen Welt bleiben wolle, sei ausgeschlossen, gar eine „napë“ zur Frau zu nehmen, undenkbar. „Er wird seinem Vater nicht widersprechen“, sagt Kopenawa.

Er selber teilt sein Leben zwischen dem Urwalddorf und dem kleinen Büro in Boa Vista, dem Sitz der von ihm 2004 gegründeten Yanomami-Vereinigung *Hutukara*. Der Name ist Programm: „Der Teil des Himmels, wo die Erde geboren wurde“, der von Bäumen und Bergen gestützte Himmel, der nicht einstürzen

Abbildungen Seite 16:

Armindo Goes Melo, Generalsekretär von „Hutukara“.

Abbildung Seite 17:

Essenzubereitung auf der Feuerstelle im Shabono.







„Alle Kulturen leben in stetiger Veränderung, wobei der Kontakt mit anderen Kulturen dich bereichern oder zerstören kann.“

Pe. Carlo Zacquini



darf. Hutukara repräsentiert einen Großteil der rund 300 Yanomami-Dörfer, hauptsächlich im Kerngebiet der Schutzzone. Je näher die Dörfer jedoch an den Städten der weißen Brasilianer liegen, desto größer ist die Gefahr, sich zu verlieren. Dort beginnt das traditionelle Leben bereits zu bröckeln, bekommt der Himmel Risse.

„Immer wieder kommen Gruppen von Yanomami zu den Farmen der Weißen oder nach Boa Vista, betteln um Lebensmittel, Alkohol und Zigaretten.“ Nicht alle Dörfer hätten einen starken Führer wie Kopenawa, sagt Ozélio Izidório Messias vom Volk der Macuxi, der Landessekretär für indigene Angelegenheiten. Heute ist er unterwegs an der Autobahn BR 174, einem noch intakten Teilstück der Perimetral Norte in den Vororten Boa Vistas. Am Straßenrand stehen hagere Gestalten, manche sind alkoholisiert. Über sein Handy ruft er die Indigenenbehörde Funai zu Hilfe. Die hätten einen besseren Draht zu den Yanomami. In einem dunklen Büro in Boa Vista sitzt der zuständige Leiter der Funai, „meinen Namen halten Sie bitte raus“. Es seien politisch schwierige Zeiten, in der Zentrale in Brasília sei man unruhig. Man habe ihnen 35 % des Budgets gestrichen, Aktionen gegen

Goldsucher und Holzhändler in den Indigenengebieten seien praktisch unmöglich, „bei den Kosten für Flugbenzin“. Ob das gewollt sei? Er schweigt.

Wie geht es mit den Yanomami weiter?

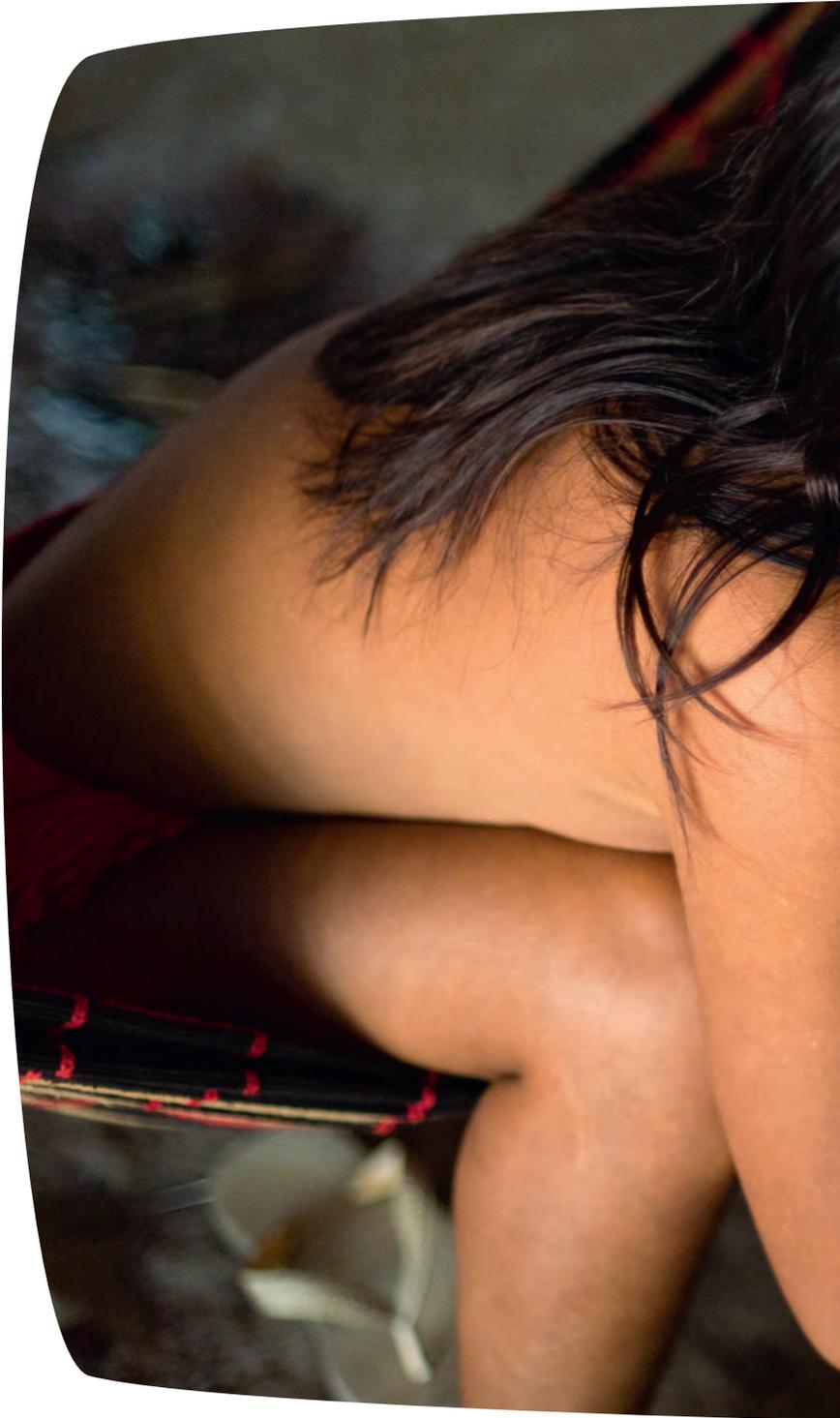
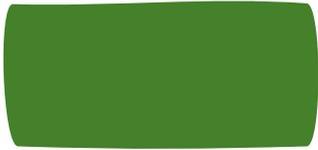
An der Wand hängt ein Plakat des staatlichen Sozialprogramms „Bolsa Família“, in Dutzenden Indigenensprachen verfasst. „So fängt es an, erst die staatliche Unterstützung für die Indigenen, danach sollen sie dann wählen, und schon werden sie zu Stimmvieh.“ Vom Staat abhängige Wähler statt selbstbestimmte Menschen. So entstünden Tragödien. Die Regierung solle ihnen lieber dabei helfen, sich durch Lebensmittelanbau selbst zu versorgen. Aber das sei wohl nicht so gewollt. Er warte bereits auf seine Ablösung durch jemanden, der „besser mit der Politik harmoniert“.

„Heute leben viele indigene Völker in einem Zwischenstadium, leben nicht mehr so wie früher, können aber auch nicht so sein wie wir. Das ist ein Dilemma“, sagt Missionar Carlo Zacquini. „Wir dürfen da nur sehr vorsichtig eingreifen.“ Ob es den Yanomami gelingen wird, ihre traditionelle Ordnung zu bewahren?

Keine Kultur sei ewig, keine könne in ihrem Status quo eingefroren werden, sagt er nach langem Schweigen. „Alle Kulturen leben in stetiger Veränderung, wobei der Kontakt mit anderen Kulturen dich bereichern oder zerstören kann.“ In der Stadt zu leben oder einen Computer zu benutzen bedeute ja nicht automatisch, kein Indigener mehr zu sein. Traditionelles und Modernes sei durchaus zu vereinbaren. „Es kommt wohl letztlich darauf an, wie sanft man den Übergang gestalten kann.“

Abbildung Seite 18:

Die Kinder der Yanomami üben früh, mit Pfeil und Bogen umzugehen.



Abbildungen Seite 20:

Die Felder werden brandgerodet, gesäubert und bestellt (oben).

Armindo Goes Melo (links) und Davi Kopenawa Yanomami, Präsident der Yanomami-Organisation „Hutukara“, bei einem Besuch im Dorf Watoriki (Mitte).

Armindo Goes lebt mit seiner Familie zeitweise im Urwald, zeitweise in der Stadt Boa Vista (unten).

Abbildung Seite 20/21:

Ein Mädchen schmückt die Gesichter seiner Geschwister mit der typischen Yanomami-Bemalung.



Kann der Schamane Christ werden?

Das Volk der Yanomami – Teil 2: Venezuela
Von Stephan Neumann (Text und Fotos)

Der lang gezogene Schrei des Schamanen erfüllt die Lehmhütte. Er springt auf und streckt die Arme in Richtung des Jungen, der schüchtern in der Ecke kauert. Mit beiden Händen zieht und zerrt er am unsichtbaren Gegner. Schließlich wirft er die Arme hinter sich – so als ob er einen der Angreifer in die Ecke schleudert.

Der Schrei ist einem tiefen Gurgeln gewichen. Der Schamane scheint hockend neue Kräfte zu sammeln. Sein scharfer Blick lässt dennoch den Jugendlichen nicht aus dem Augen, den man zu ihm gebracht hat. „Er ist krank“, lautet die einsilbige Antwort auf die Frage, warum ihn die Eltern dem Ritual des Schamanen anvertraut haben. Tatsächlich glänzen dessen Augen fiebrig. Er zittert, erscheint schlapp, aber auch verunsichert, wie er da neben einigen Gleichaltrigen auf einem Baumstamm sitzt, die abwechselnd laut lachen und erschreckt verstummen, bevor sie wieder angeregt die Gesten, Bewegungen und Laute des Schamanen kommentieren.

Sie ahmen damit das Verhalten der Yanomami-Männer nach, die ihnen gegenüber sitzen. Sie gestikulieren wild, lachen, und immer wieder feuern sie den Schamanen geradezu an. Mit einem Blasrohr lässt er sich „Jopo“ in die Nase blasen. Bei der Herstellung des berausenden, halluzinogenen Pulvers werden die Rinde eines bestimmten Baums und eine Hülsenfrucht sehr fein zerrieben. Schwarz läuft der Rotz aus der Nase des Schamanen.

Mit dem Betreten der Lehmhütte taucht man ein in die Welt der Yanomami, mit ihren unzähligen guten und bösen Geistern, die der Schamane beschwören, vertreiben – aber auch anderen Gruppen an den Hals

wünschen kann. Das jahrtausendealte Volk lebt an den Oberläufen des Orinoco in Venezuela und einigen Amazonaszuflüssen in Brasilien. Fünfzig Personen – mal mehr, mal weniger – umfassen die Gruppen, die zusammenleben. Wird die Gemeinschaft zu groß oder kommt es zu internen Konflikten, spalten sich einige Familien ab, um entweder einen eigenen Shabono – den traditionellen, zur Mitte hin offenen Rundbau für die gesamte Gruppe – oder aber um einen Gemeinschaftsplatz gruppierte Hütten für die einzelnen Großfamilien zu errichten. Überlebenswichtig für die Gruppen ist ein fruchtbares Stück Land, das mittels Brandrodung urbar gemacht wird und auf dem für einige Jahre gemeinschaftlich Maniok und Bananen angepflanzt werden. Lassen die Erträge nach, zieht die Gruppe weiter, die sich ansonsten von der Jagd und vom Fischen ernährt.

Eindringlinge haben Spuren hinterlassen

Die Yanomami gelten als das indigene Volk, das seine Art des Zusammenlebens besonders auf venezolanischem Gebiet relativ ursprünglich bewahren konnte. Doch auch hier haben Goldsucher, die großen Guerillabewegungen aus dem benachbarten Kolumbien, Abenteurer, der Staat mit seinem Schulsystem sowie Missionare und Missionarinnen – katholische wie evangelikale – mit ihren Interessen tiefen Spuren hinterlassen.

„Wir arbeiten sehr gut zusammen“, beschreibt Schwester Maria Wachter das Verhältnis zwischen den Schamanen und den vier



Salesianerinnen bei der Missionsstation Ocamo. Hier, wo der gleichnamige Fluss in den Orinoco mündet, haben sich drei Gruppen von Yanomami in den vergangenen Jahrzehnten angesiedelt. Die – wenn auch spärliche – medizinische Versorgung der aus Österreich stammenden Schwester ist ein Grund, der diesen Ort so attraktiv macht. Insbesondere die Medikamente gegen Malaria haben die Kindersterblichkeit drastisch zurückgehen lassen, wie Schwester Maria nicht ohne Stolz berichtet. Dennoch bleiben bis heute die Kinder in den ersten Lebensjahren namenlos. Der Yanomami-Name, den sogar innerhalb der Gruppe kaum jemand kennt und der nur in ganz wenigen, geradezu heiligen Momenten ausgesprochen wird, hat eine überragende Bedeutung. Für die Schule und gegenüber Fremden geben die Yanomami nur den spanischen Zweitnamen an. Doch den Yanomami-Namen, der das Kind zum Teil des Volkes und damit zum Menschen

Abbildung Seite 23:

Der Schamane der Yanomami-Gemeinschaft bekommt „Jopo“, ein halluzinogenes Pulver, in die Nase geblasen, damit er dann in Trance Kontakt zu den Geistern aufnehmen kann.

werden lässt, erhält man erst mit vier oder fünf Jahren. Und es sind nicht die Eltern, die ihr Kind beim Namen nennen, sondern der Schamane, der diesen in einem Ritual erträumt.

„Ich schicke die Yanomami auch immer wieder zum Schamanen, wenn ich den Eindruck habe, dass er ihnen besser helfen kann“, sagt die mittlerweile 81-jährige Schwester Maria. Mehr als ein halbes Jahrhundert lebt sie nun schon bei und mit den Yanomami. Als sie 1965 nach Venezuela kam, traf sie auf den Salesianer-Pater Luigi Cocco, der seit 1957 versuchte, eine neue Art der Mission zu etablieren. Nicht die Taufe und die Umformung zu guten Christen sollte länger im Vordergrund stehen, sondern das Angebot, zwanglos in Kontakt zu kommen, voneinander zu lernen. Mit den Yanomami, die Interesse am Leben der Missionare zeigen – bis heute gibt es unkontaktierte Yanomami-Stämme –, treten sie so in einen vorsichtigen Austausch, der immer auch den Respekt vor der Eigenständigkeit der Kultur beinhaltet.

Voneinander lernen

Berichte über Padre Cocco waren auch für den Salesianer Nelson Briceño der Auslöser, sich für ein Leben bei den Yanomami zu entscheiden. „Wie zeigt sich Gott in eurer Kultur?“ Diese Frage habe das Handeln von Padre Cocco und den Missionarinnen und Missionaren um ihn stets geprägt. Deshalb lebten sie zunächst im Wald neben den Yanomami, bis diese von sich aus auf sie zukamen – wissen wollten, aus welcher Spiritualität heraus sie leben.

„Ähnlich wie Paulus in Athen einen Altar für den unbekanntem Gott vorfand, so stellten auch wir fest, dass es neben den zahlreichen klar zugeordneten Geistern bei den Yanomami auch den einen unbekanntem Geist gibt“, so Padre Nelson.

Natürlich waren es die Werkzeuge und die exotische Lebensweise, die bei den Yanomami Aufmerksamkeit erregten. Das erste Interesse der Missionare war es, die Yanomami für den Kontakt mit der westlichen Welt so vorzubereiten, dass sie selbstständige Entscheidungen über ihr Leben und ihre Entwicklung treffen konnten.

Intensive Vorbereitung auf die Taufe

„Als einige Yanomami auf die Taufe vorbereitet werden wollten, haben wir ihnen gesagt: ‚Gebt uns diesen Wunsch schriftlich‘“, erinnert sich Padre Nelson. 1990 begann er dann gemeinsam mit dem inzwischen verstorbenen Salesianer José Bartoli das Katechumenat mit einer kleinen Gruppe Erwachsener. „Wir dürfen hier bei den Yanomami kein westliches Muster der Evangelisierung verwenden“, sagte Padre Bartoli 1991 gegenüber dem Reporter des



Magazins „Kontinent der Hoffnung“, das seit 1990 von Adveniat herausgegeben wird. Es reiche nicht, einige Elemente der Yanomami-Tradition folkloristisch in eine katholisch-westliche Liturgie einzubauen. Vielmehr müsse die Denkweise der Yanomami angenommen werden. „Da muss zum Beispiel Gott weniger als Vater, sondern mehr als Freund dargestellt werden. Denn den Yanomami ist die Freundschaft wichtiger als die Vaterschaft“, erklärte damals Padre Bartoli.

Und was ist aus seinem Ziel geworden, eine „Yanomami-Kirche“ zu schaffen? Acht Jahre nach dem Beginn des Katechumenats und damit vierzig Jahre nach der Gründung der Mission wurde zunächst eine Gruppe von etwa zwanzig Yanomami getauft. „Wir mussten Riten für die Tauffeier finden, die den Yanomami entsprechen“, erinnert sich Padre Nelson rückblickend. Auch hier die Parallele zu Paulus, der sich auf dem Apostelkonzil durchgesetzt hatte: Die Griechen mussten eben nicht erst Juden werden – sich beschneiden lassen –, um dann Christen werden zu können. „Anstelle von Chrisam haben wir zum Beispiel das farbige Öl genutzt, das sie für ihre Körperzeichnungen verwenden.“

Im Mittelpunkt des Festes stand der Gedanke des Neu-Werdens. Denn ein guter Yanomami gibt Gutes zurück – aber auch das Übel. Insbesondere von den Schamanen wird ausdrücklich erwartet, dass sie die bösen Geister, welche die Kinder der eigenen Gemeinschaft befallen, an die verfeindete Gruppe zurückschicken, die sie ihnen gesandt hat. „Ob der Schamane Christ werden kann, ist und bleibt eine herausfordernde Frage. Denn Christ-Werden durchbricht diese Logik“, so Padre Nelson. Damit wird deutlich, dass Inkulturation nicht einfach die Aufgabe christlicher Werte und Inhalte bedeutet. Vielmehr geht es um eine echte Einwurzelung der christlichen Religion in die Kultur der Yanomami, die eine Befreiung des Menschen aus Begrenzungen und Zwängen hin zu einem guten Leben in Fülle und in Gemeinschaft ermöglicht. Wie die christliche Botschaft das Leben jedes Einzelnen verwandelt, wurde am Verhältnis zur Gewalt und dem Auftrag, das Übel zu vergelten, konkret. „Der Bußakt bestand daraus, zwölf Pfeile für zwölf Situationen der Gewalt zu zerbrechen“, berichtet Padre Nelson. So bekräftigten die Täuflinge ihren Willen, nicht zu töten, ihre Frauen und Kinder nicht zu schlagen, ihre Mädchen nicht bereits als Kinder anderen Männern der Gruppe zur Frau zu geben ... Die Ernsthaftigkeit, mit der sich die Yanomami auf die Taufe

Abbildung Seite 24:

Bischof José Ángel Divassón, emeritierter Bischof von Puerto Ayacucho im Süden von Venezuela.



vorbereitet hatten, beeindruckt Bischof José Ángel Divassón bis heute tief. Er besuchte die Katechumenen halbjährlich und taufte sie schließlich. „Ich hatte noch während der Taufe Zweifel“, räumt Monseñor Divassón heute unumwunden ein. Von 1996 bis 2015 leitete der Salesianer das Apostolische Vikariat Puerto Ayacucho, dessen pastorale Arbeit mit den Indigenen seit Langem von Adveniat unterstützt wird. Wie er jegliche Skrupel verlor, erzählt Bischof Divassón dann in einer Anekdote: „Nach der Tauffeier fragte ich den Yanomami, der für mich übersetzt hatte: ‚Warum hast du dich nicht taufen lassen?‘ Seine Antwort: ‚Ich bin noch nicht so weit, weil ich meinem Bruder noch nicht verziehen habe, der mir vor drei Jahren meine Frau weggenommen hatte.‘ Als ich diese Geschichte in Spanien erzählte, sagte einer der Zuhörer: ‚Wenn das so ernst ist mit dem Christentum, dann streich‘ mich von der Liste.‘“

Wertschätzung der beseelten Schöpfung

So wie die christliche Vergebung, Gewaltfreiheit und die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen Werte sind, die bei den Yanomami positive Entwicklungen möglich machen, so beschreiben die Missionarinnen und Missionare die Ernsthaftigkeit im menschlichen Miteinander, die Wertschätzung der beseelten Schöpfung und die bedingungslose Freigibigkeit als Wesenszüge, die sie von den Yanomami gelernt haben.

„Ich will Diakon werden“, sagt Jaime. Monsenor Divassón ist mit seinem Nachfolger, Bischof Jonny Eduardo Reyes, nach Ocamo gekommen. Jaime unterrichtet die Kinder der fünften und sechsten Jahrgangsstufe in der kleinen Schule neben der Missionsstation. Außerdem leitet er Wortgottesdienste und hat bereits einige Treffen zur Vorbereitung auf das Diakoniat in Puerto Ayacucho absolviert. Die Begrüßung, zu der sich alle drei Yanomami-Gemeinschaften von Ocamo in der Schule versammelt haben, nutzt der Familienvater, um dem neuen Bischof zu zeigen, wie ernst es ihm damit ist.

Was sich zunächst wie die logische Antwort auf die jahrzehnte-

lange Missionsarbeit der Salesianer anhört, löst bei ihnen auch Fragen aus. „Wozu will Jaime Diakon werden?“, fragt Bischof Reyes später im Gespräch. Er erlebe gerade bei den Yanomami, die eine Aufgabe in der christlichen Gemeinde übernehmen oder gar wie Jaime ein Amt anstreben, die Tendenz zur Übernahme einer „westlichen“ Lebensweise und zur Klerikalisierung. Es fehlten Ideen, wie die christliche Botschaft innerhalb der Kultur der Yanomami gelebt und gefeiert werden kann. „Wir feiern nach wie vor eine römische Eucharistie und keine Yanomami-Liturgie“, stellt Bischof Reyes selbstkritisch fest. Aber lässt sich die Kultur des „kriegerischen“ Volkes so einfach mit der Liebesbotschaft des Christentums verbinden? „Die Beschreibung als ‚kriegerisch‘ geht allein auf den US-Anthropologen Napoleon Chagnon und einige seiner Schüler zurück. Das hat aber nichts mit der Wirklichkeit zu tun!“ Bei diesem Thema erhebt Monseñor Divassón deutlich die Stimme. Chagnon sei von der venezolanischen Wissenschaftsgesellschaft ausgeschlossen worden. Auch die Salesianer hätten sich bei der Regierung mehrfach dafür eingesetzt, dass er ausgewiesen wurde und trotz mehrfacher Versuche nicht wieder einreisen durfte. Zudem finden sich selbst innerhalb der angelsächsischen Anthropologie gewichtige Stimmen, die die Thesen von Chagnon als unwissenschaftlich zurückweisen.

„Wenn eine Gruppe von fünfzehn Yanomami einen Menschen getötet hat, erzählen alle fünfzehn die Geschichte anschließend so, als wären sie es persönlich gewesen. Werden dann in die Statistik fünfzehn Morde aufgenommen, führt das zu falschen Annahmen und Aussagen“, so Divassón.

Er bestreitet wohlgerne nicht, dass die Yanomami gewalttätig sind. Aber es handle sich weniger um



eine kriegerische, nach außen gerichtete Gewalt, sondern mehr um eine gruppeninterne Konfliktlösungs-Strategie, die festen Regeln folge. Habe beispielsweise einer mit der Frau eines anderen Geschlechtsverkehr, so habe dieser das Recht, jenen öffentlich mit dem Stock auf den Kopf zu schlagen. Dabei käme es zu schweren Verletzungen. Die Yanomami räumen dem zuerst Geschlagenen aber auch das unbedingte Recht zum Gegenschlag ein. Das gehe so weit, dass ihm die Dorfgemeinschaft aufhilft und mit Wasser besprengt, wenn er nach dem ersten Schlag bereits zu Boden geht. Wie der beschriebene Versöhnungsritus während der Tauffeier zeigt, sind die Salesianer überzeugt, dass die Botschaft von der Gewaltfreiheit eine positive Entwicklung für die Yanomami-Gemeinschaften bedeutet. Welche Gewalt und Bedrohung von der westlichen Kultur ausgeht, die keineswegs so vom christlichen Gebot der Gottes- und Nächstenliebe durchdrungen ist, wie gerne behauptet, erlebte Bischof Divassón in Puerto Ayacucho schmerzlich. „Wenn ein Yanomami in die Stadt kommt, greift er zum Schlimmsten.“ Drogen, Prostitution – es sind vor allem die dunklen Seiten der kleinstädtischen Kultur der „Metropole“ im Bundesstaat Amazonas, in welche zu viele Yanomami abrutschen.

Internat für die Kinder der Yanomami

„Was haben wir dafür gekämpft, dass es wenigstens in La Esmeralda eine Bank gibt“, seufzt Monseñor Divassón. Denn in die Stadt kommen die Indigenen, um sich die staatliche Hilfe, die ihnen zusteht, auf der Bank abzuholen. In dem kleineren, einige Bootstunden von Puerto Ayacucho und flussaufwärtsgelegenen Städtchen La Esmeralda sind die Ablenkungen geringer. Vor allem ist dort aber auch das Internat, auf das die indigenen Schülerinnen und Schüler von der siebten Klasse an gehen.

Mit stampfenden Schritten und den typischen, kehligen Schreien laufen einige Schülerinnen und Schüler über die Bühne. Sie sind bekleidet mit dem roten Lendenschurz der Yanomami. Das Publikum hält den Atem an. Schließlich ist der Riesenpython, den sie über ihren Köpfen halten, echt. Doch die Traditionen scheinen zur bloßen Folklore zu werden bei der Schulaufführung im Internat von La Esmeralda, wohin vier indigene Völker aus den umliegenden weiten Regenwaldgebieten ihre besten Schüler schicken.

Wer an einem normalen Schultag durch die Gänge des Internats läuft, sieht dort die Jungen in Trikots europäischer Fußballclubs. Die Haare werde so zur Seite gegelt, wie es gerade auch ihre Idole Messi und Ronaldo tun. Die Mädchen orientieren sich bei Kleidung und Stil an den Stars der Pop- und Unterhaltungsindustrie, wie fast überall in Lateinamerika. Erstaunlich – und anders als in Europa,

aber auch in den Großstädten Südamerikas – sind allein die Disziplin und Ruhe, die hier herrschen.

„Ich arbeite in den Ferien in der Mine. Mit dem Geld kann ich mir dann ein neues Handy kaufen.“ Solche Ankündigungen hat Monseñor Divassón mehr als einmal von jungen Indigenen in La Esmeralda gehört. Vom Flugzeug aus sind immer wieder weiße Flecken im variantenreich schimmernden Grün des Regenwaldes zu sehen. Es sind die klaffenden Wunden, die der illegale Goldabbau hinterlässt. Dieses umweltzerstörerische Geschäft haben bislang mehrheitlich Goldgräber betrieben, die von Brasilien aus über die Grenze kommen – korrupte Militärs, Polizisten und Politiker auf venezolanischer Seite halten bis heute die Hand auf. Verstärkt sind es nun aber die Guerilleros aus dem benachbarten Kolumbien, die den Goldabbau als Einkommensquelle für sich ausgemacht haben. Monseñor Divassón zufolge haben die beiden großen Guerillabewegungen ELN und Farc längst das lukrative Geschäft im gesamten Bundesstaat Amazonas untereinander aufgeteilt. Für die Schüler des Internats Esmeralda springt da nach Wochen schwerer Plackerei gerade einmal ein Smartphone heraus, sodass sie nicht mehr mit einem so veralteten „Knochen“ telefonieren müssen wie Bischof Divassón.

Esmeralda steht so einerseits für das Versprechen, dass Bildung ein unabhängigeres, eigenverantwortliches Leben – gerade auch für die indigenen Gemeinschaften – ermöglicht. Wer sich auskennt, kann nicht so einfach übers Ohr gehauen werden, sich für seine Rechte sowie die der Gruppe einsetzen und kann Entwicklung nach den eigenen Interessen steuern. Andererseits erscheint La Esmeralda als Tor aus der Welt der Yanomami oder anderer Indigener hinein in eine globale Mehrheitskultur.

Welche Zukunft haben die Yanomami angesichts all dieser Herausforderungen? „Manche Missionare sagen: keine – andere: Wir müssen weiterkämpfen, um zu retten, was noch zu retten ist“, sagt Bischof Divassón. Für ihn selbst liegt der Schlüssel in einem Christentum, das den Yanomami kulturelle Werkzeuge an die Hand gibt, mit denen sie sich in und mit ihrer Kultur weiterentwickeln können. „Indigenen wird allgemein ein starker Gemeinschaftssinn

zugesprochen. Doch der ist häufig nicht einmal auf das ganze Volk, sondern lediglich auf die eigene Gruppe begrenzt“, erläutert Bischof Divassón. So wie bei der Frage von Gewalt und Vergebung könne das Christentum mit dem Gedanken einer Gemeinschaft über die eigene Gruppe, über das eigene Volk, ja über alle Grenzen hinweg einen wichtigen Impuls liefern. Wie schwierig das gegenseitige Lernen und Verstehen im Alltag ist, wird für Schwester Maria Wachter an der Art der Schulbildung deutlich. „Viele halten es in Esmeralda nicht lange aus“, erzählt sie. In den vielen Jahrzehnten hat sie immer wieder erlebt, wie die Yanomami-Kinder aus Ocamo schon nach wenigen Wochen in Esmeralda entweder weggelaufen sind oder der Schule verwiesen wurden. Der Vorwurf lautet oft, die Kinder hätten geklaut. Schwester Maria ist weit davon entfernt, die Kinder aus „ihrem“ Ocamo pauschal in Schutz zu nehmen. Doch die Vorstellung von Eigentum, die in der spanisch geprägten Schulbildung gilt, kollidiert mit dem Umgang mit dem eigenen Besitz der Indigenen. „Hat ein Yanomami sich eine Machete aus Metall gekauft, weiß er schon wenige Stunden später nicht mehr, in wessen Hand sie sich befindet“, berichtet Schwester Maria. Innerhalb der Gruppe wird bedingungslos geteilt. Doch nicht nur der Besitz des Einzelnen geht in der Gemeinschaft, im Anderen auf. Es sind die Menschen selbst, die nach ihrem Tod in den Anderen aufgehen, in ihnen weiterleben. Bischof Divassón erzählt eine Anekdote von einer eindrucklichen Begegnung mit einem Yanomami, der ihn mit dem Vorwurf konfrontierte: „Ihr liebt eure Toten nicht. Ihr lasst sie einfach in der Erde verrotten. Mein Vater lebt hier, meine Mutter hier und mein Bruder hier“, habe er ihm bedeutet, indem er auf verschiedene Körperstellen wies. Einige Missionarinnen und Missionare haben bereits zugestimmt, dass ihr Körper nach ihrem Tod ganz oder teilweise den Yanomami übergeben wird, damit sie diesen verbrennen. Der Vorgang wird dabei so gesteuert, dass die Knochen übrig bleiben und anschließend aus der Asche gelesen werden. Diese werden dann fein zermahlen und in einem Bananbrei vermischt gegessen. So wie Schwester Juana Rodríguez aus Ocamo wurde

Missionaren immer wieder die Ehre zuteil, an einer solchen Feier teilzunehmen. „Sie reichten mir einen kleinen, silberfarbenen Löffel, um mich nicht zu überfordern“, erzählt sie. Doch Schwester Juana lehnte dankend ab. So wie sich die Yanomami auf sie eingelassen haben, sie sogar zu diesem intimen Ritual eingeladen haben, so wollte sie sich auch ganz darauf einlassen. „Ich habe meine Hand so in den Brei getaucht“, erzählt Schwester Juana gestenreich diesen besonderen Moment. „Am Ende habe ich dann wie die Yanomami die ganze Hand abgeleckt, damit alles von dem Verstorbenen weiterlebt.“

Inkulturation ist keine Einbahnstraße

Das Beispiel zeigt, dass echte Inkulturation keine Einbahnstraße ist. Auch die Missionare nehmen Zeremonien, Rituale, Gedanken auf, um sich und ihr Verständnis der christlichen Botschaft dieser Gemeinschaft in dieser Zeit und an diesem Ort weiterzuentwickeln. Für die Yanomami am Alto Orinoco gehört das Ritual, ihre Toten zu essen, zu den kulturellen Eigenheiten, die sie sogar dann beibehalten, wenn sie in Puerto Ayacucho oder anderen Städten leben. Zu diesem Ereignis nehmen sie auch die weite und beschwerliche Flussfahrt in ihre ursprüngliche Gemeinschaft auf sich. Es handelt sich um ein Beispiel dafür, dass es für die Yanomami möglich ist, etwas von ihrer Kultur beizubehalten. Indem sie dabei auch auf die Missionare Einfluss nehmen, wird dabei auch eine gegenseitige kulturelle Durchdringung möglich. Und genau darin unterscheiden sich die Missionare, ja die Kirche vom Alto Orinoco von den vielen anderen, die den Yanomami längst ihr Territorium strittig gemacht haben. Der Schamane kann Christ werden, ohne zuvor Jude, Grieche, Römer oder Spanier werden zu müssen. Trotz der berechtigten Anfrage, ob der inkulturationsbereite Missionar nicht zu spät gekommen ist und die weltweit vorherrschende Kultur und Wirtschaft nicht schon längst die kulturelle Vielfalt unmöglich macht, bleibt ihre ermutigende Vision.

Abbildung Seite 26:

Der Oberlauf des Orinoco in Venezuela zählt mit seinen weiten Regenwäldern zum Amazonasgebiet. Gut ist die Landepiste für Flugzeuge zu erkennen.

Abbildung Seite 29:

Yanomami-Junge in Ocamo am Oberlauf des Orinoco, Venezuela.





Ein Netzwerk für das Leben

Repam: Das länderübergreifende kirchliche Netzwerk für den Amazonasraum
Von Ina Rottscheid (Text) und Achim Pohl (Fotos)

Nirgendwo ist der Raubbau an der Schöpfung so offensichtlich wie im Amazonas: Eine Fläche, vergleichbar mit der Größe Frankreichs, ist bereits unwiederbringlich verloren. Das länderübergreifende kirchliche Netzwerk Repam versteht sich als Antwort auf diese Zerstörung und als seelsorgerische Begleitung der Menschen in der Region.

Der Weg nach Sarayaku führt im Kanu den Río Bobonaza hinab. Vier Stunden ist Mauricio López Oropeza bereits unterwegs. In unzähligen Windungen schlängelt sich der Fluss durch die Weiten des Amazonas: Er ist der einzige Zugang zu der 1.500-Seelen-Gemeinde, denn Sarayaku ist an kein Straßennetz angebunden, es liegt in einer der wenigen, noch unberührten Regionen Ecuadors.

Mauricio López ist Generalsekretär von Repam, dem „Red Eclesial Pan-Amazonica“: ein kirchliches Netzwerk, das angesichts der fortschreitenden Zerstörung des Amazonas Interessen bündeln und die Stimme derer sein will, die sonst nicht gehört werden. Etwa 390 indigene Völker leben im Amazonas und ihr Leben, so wie sie es seit Generationen führen, ist zunehmend bedroht. „Die Ölförderung, der maßlose Abbau von Rohstoffen, die Holzindustrie, die Ausweitung der Rinderzucht und des Sojaanbaus, der Klimawandel: Das alles hat massive Folgen für die Indígenas, die hier seit Jahrhunderten leben“, erklärt López.

In Sarayaku, seinem Reiseziel, wehren sich die Menschen seit Jahrzehnten gegen das Vorrücken der

Erdölindustrie. Das Land, auf dem sie leben, gehört ihnen, doch darunter lagern riesige Erdölvorkommen, die der ecuadorianische Staat für sich beansprucht. Als dieser 1996 einem argentinischen Unternehmen die Förderlizenzen erteilte, ohne vorher die Gemeinde konsultiert zu haben, begannen die Konflikte. Militärs und Ölarbeiter drangen in das Land ein, es kam zu gewaltsamen Auseinandersetzungen.

**Es geht stets um Profit,
nicht um die Menschen**

Mauricio López ist nach Sarayaku gereist, um sich über die Probleme und Bedürfnisse der Menschen dort zu informieren. „Wir waren in einer Art Kriegszustand, in ständiger Angst und Ungewissheit“, erzählt ihm dort Patricia Gualinga. Seit den Konflikten ist die zierliche Frau mit den hüftlangen schwarzen Haaren eine der Anführerinnen der Dorfgemeinschaft. Bis heute seien in der Region Tonnen von Dynamit vergraben, die damals für seismische Messungen zwecks Erkundung der Erdölvorkommen genutzt wurden, erklärt sie. Beseitigt wurden sie niemals.

Immer wieder erfährt Mauricio López bei seinen Besuchen im Amazonas, wie Gemeinden unter Druck gesetzt, mit Geldern oder einem Jobversprechen und dem Angebot eines besseren Lebens gelockt werden, damit sie ihr Einverständnis für industrielle Großprojekte geben. Doch dabei gehe es stets um Profit und niemals um die Menschen, sagt er.

In Sarayaku hingegen hat sich niemand seine Rechte abkaufen lassen, das Dorf leistet Widerstand seit 20 Jahren. Die Gemeinschaft hat sich nicht spalten lassen, alle Entscheidungen werden

Abbildung Seite 30:

Mann aus dem Volk der Tenharin, Ecuador.

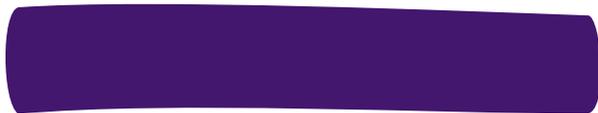


Abbildung Seite 32:

Mittendrin: Repam-Generalsekretär Mauricio López Oropeza beim Fußballspiel mit den Jungen im Dorf.

Abbildung Seite 33:

Engagiert: Bei einer Dorfversammlung im Regenwald erläutert der Repam-Generalsekretär die Notwendigkeit des gemeinsamen Einsatzes für die Bewahrung der Schöpfung und den Schutz der Natur als Lebensraum der indigenen Völker.

basisdemokratisch in Versammlungen des Dorfrates getroffen: An einer solchen Versammlung darf Mauricio López bei seinem Besuch teilnehmen; keine Selbstverständlichkeit, denn Fremden gestatten die Sarayaku dies gewöhnlich nicht. Gemeinsam sitzt er mit Vertretern der Gemeinde auf kargen Holzbänken unter einem Dach aus Palmblättern.

Die Einfachheit der Lebensweise der Menschen hier steht im Kontrast zu den MacBooks auf den Tischen und den Bannern, die an diesem Tag kreuz und quer unter dem Palmendach gespannt sind. Ein Beamer wirft die Präsentation über das „Sacha Kawsay“, das Konzept des „Lebendigen Waldes“, an die Lehmwand, in dem es um das Leben im Einklang mit Natur und den Respekt vor der Schöpfung geht. Für die Kichwa durchdringen geheiligte Geister jedes Tier und jeden Baum, jedes Wasser und sogar die Steine. Aber wie könne man dies Menschen erklären, für die Bäume lediglich ein Rohstoff sind?, fragt Patricia in die Runde.

Mauricio López hört interessiert zu. Er möchte von den Menschen lernen, ihr Weltbild verstehen und ihre Bedürfnisse kennenlernen. Und er will ihnen von Repam erzählen: Davon, dass ihre Stimme gehört wird. Dass die Kirche ihre Interessen artikulieren, die Kräfte bündeln und gemeinsame Antworten auf die aktuellen Herausforderungen suchen will. Das „Red Eclesial Pan-Amazonica“ wurde im September 2014 in der brasilianischen Hauptstadt Brasilia von Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Laien aus dem ganzen Amazonasgebiet gegründet. Insgesamt neun Länder von Peru und Bolivien über Venezuela, Kolumbien, Ecuador und Brasilien bis hin zu Guyana, Französisch-Guayana und Suriname gehören ihm an. Die Idee: Angesichts der fortschreitenden Zerstörung der Natur muss die Kirche mit einer Stimme sprechen, nach grenzüberschreitenden Antworten suchen und den Menschen in der Region zur Seite stehen

Eine „geschwisterliche und solidarische Erfahrung“ hatte es der Präsident der Bischofskonferenz Perus, Monseñor Pedro Ricardo Barreto Jimenó genannt, „eine heilige Pilgerfahrt, um wirkungsvoll und organisch auf die Nöte der Menschen Amazoniens

antworten zu können, in der Gegenwart und in der Zukunft.“

Der zentrale Gedanke des Netzwerkes: flache Hierarchien ohne neue Institutionen und überflüssige Bürokratie. Deshalb wird Repam von bereits bestehenden Einrichtungen koordiniert, beispielsweise der Abteilung für Gerechtigkeit und Solidarität des Lateinamerikanischen Bischofsrates Celam oder der „Kommission für den Amazonas“ der Brasilianischen Bischofskonferenz CNBB. Und weil die Caritas Ecuador Infrastruktur und Personal zur Verfügung stellte, wurde Mauricio López als ihr Direktor auch Generalsekretär von Repam.

Ecuador: Ein kleines Land als Repam-Zentrale

Dass ausgerechnet das vergleichsweise kleine Ecuador, das nur zwei Prozent Anteil an Amazonasgebieten hat, eine führende Rolle in diesem Netzwerk spielt, hält López sogar für einen Vorteil: Im ecuadorianischen Amazonasgebiet gebe es lediglich sechs Vikariate, sagt er, in Brasilien seien es hingegen Dutzende Diözesen und Prälaturen. „Wir haben es leichter, uns abzustimmen und gemeinsame Interessen zu formulieren.“ Auch die politischen Verhältnisse sind einfacher als beispielsweise in Kolumbien. „Und wenn heute Brasilien, Kolumbien oder Peru auf Ecuador schauen, dann sehen sie kein kleines Land, sondern ein Beispiel dafür, dass es gelingen kann, sich zu einigen und mit einer Stimme zu sprechen.“



Präsident von Repam ist Claudio Kardinal Hummes, der zugleich der brasilianischen Bischofskommission für Amazonien vorsteht und ein langjähriger Freund von Papst Franziskus ist. Er war derjenige, der bei der letzten Papstwahl neben Kardinal Bergoglio saß und seinem Freund zum entscheidenden Zeitpunkt zuflüsterte, er möge die Armen nicht vergessen. Und der den Papst bis heute über die Lebenswirklichkeit der Menschen im Amazonasgebiet informiert.

Gemeinsam mit Mauricio López war Hummes im Dezember 2015 zur Weltklimakonferenz in Paris gereist, um dort das Anliegen und die Perspektive von Repam in die internationale Diskussion einzubringen. Eindringlich warnte der Kardinal die Staatengemeinschaft: „Selbst wenn die globale Erwärmung auf maximal zwei Grad begrenzt werden kann, steigt das Risiko von Überschwemmungen, der Meeresspiegel steigt, wir werden noch mehr Naturkatastrophen haben und die Zahl der Opfer wird steigen!“



Solche klaren und politischen Worte waren in der Vergangenheit selten in der katholische Kirche. Zudem hatten die Themen Ökologie und Bewahrung der Schöpfung innerhalb der Kirche lange ein Randdasein geführt. „Selbst hier im Amazonas war die Kirche bei diesem Thema sehr gespalten und sprach nicht mit einer Stimme“, erinnert sich Mauricio López. Dabei sei sie doch die einzige Institution, die Präsenz und historische Erfahrung in dieser Region besitze, für alle Menschen einzustehen. Amazonien ist ein Testfall für die katholische Kirche in Lateinamerika. Dort wird sich zeigen, ob sie handlungsfähig ist. So hatten es die Bischöfe des Kontinents 2007 im Dokument von Aparecida, ihrem pastoralen Grundlagendokument, formuliert.

Päpstlicher Rückhalt für den Kampf um die Bewahrung der Schöpfung

Repam und die Ideen des Netzwerkes haben auch päpstlichen Rückhalt: Bereits 2013 rief Papst Franziskus beim Weltjugendtag in Rio de Janeiro die jungen Menschen dazu auf, die ihnen von Gott anvertraute Schöpfung zu respektieren und zu schützen. Und dass nur wenige Monate nach der Gründung von Repam Franziskus seine Enzyklika „Laudato sí“ veröffentlichte, nennt Mauricio López einen Glücksfall, denn sie habe dem Thema breite Aufmerksamkeit verschafft. „Diese Enzyklika hat uns in unserem Weg bestärkt, gefestigt, animiert“, sagt er. „Sie ist zu unserer Vision geworden!“

López' Botschaft sorgt in Sarayaku für großes Interesse: „Repam war für uns ein überraschendes Signal“, sagt Patricia Gualinga. „Bislang gab es nur wenige, die sich für uns interessierten. Auch die Kirche als

Abbildungen Seite 34:

Vor Ort: Mauricio López Oropeza besucht Menschen in einem Dorf im ecuadorianischen Tiefland (oben).

Typisches Haus einer Anwohnerfamilie am Ufer eines Nebenflusses des Amazonas in Ecuador (unten).

„Die Enzyklika Laudato si‘ hat uns in unserem Weg bestärkt, gefestigt und animiert. Sie ist zu unserer Vision geworden.“

Mauricio López



Institution war für uns hier lange Zeit unsichtbar. Dass erstmals Bischöfe aufstehen und uns dieses Versprechen geben, ist für uns ein großes Zeichen!“ Für die Menschen in Sarayaku ist es auch ein Signal des Rückhalts: Nach langen Konflikten zog sich das argentinische Erdölunternehmen damals schließlich zurück und 2012 bestätigte der Interamerikanische Gerichtshof für Menschenrechte: Der ecuadorianische Staat hatte Ende der 1990er Jahre das Recht der Indigenen auf vorherige Konsultation, auf Gemeindegüter und kulturelle Identität verletzt. Trotzdem müssen sich die Sarayaku bis heute gegen die Begehrlichkeiten großer Firmen wehren, auch die Umsetzung der gerichtlichen Auflagen geht nur schleppend voran. Immer noch lagern Tonnen von Dynamit in der Erde. Der Kampf der Sarayaku – er ist noch lange nicht zu Ende.

Bewahrung eines Lebensraumes und Bewahrung der indigenen Spiritualität

Dass sie diesen Weg weitergehen werden, darin fühlen sie sich bestätigt. „Jetzt haben wir einen wichtigen Verbündeten mehr, keinen geringeren als den Heiligen Vater, der mit seiner Enzyklika gezeigt hat, dass ihm das Thema wichtig ist“, sagt Patricia Gualinga. „Und wenn Repam innerhalb der Kirche ein Bewusstsein für unsere Nöte und Probleme im

Amazonas schaffen könnte, wäre das ein großer Fortschritt!“ Dabei geht es um mehr als bloße Ökologie: Es geht um die Bewahrung eines Lebensraumes und der Schöpfung in allen ihren Facetten indigener Spiritualität. Und um eine Lebensweise, von der sich der Rest der Welt einiges abschauen könne, sagt Mauricio López.

Die Netzwerkarbeit von Repam ist keine Einbahnstraße. Es geht um das Engagement für die Indigenen, darum, sie zu Akteuren ihrer eigenen Entwicklung zu machen. Aber auch ums Zuhören und die Hinterfragung der eigenen Lebensweise: „Mit dem Konsummodell der industrialisierten Länder haben wir eine gigantische globale Müllhalde produziert. Unser System ist zum Scheitern verurteilt“, sagt López und lässt seinen Blick über das satte Grün schweifen, das Sarayaku umgibt. „Wir alle müssen unseren Lebensstil ändern!“

Ein rohstoffbasiertes Entwicklungsmodell

Erdölförderung und das Gute Leben im Amazonastiefland Ecuadors
Von Stefan Peters

Ecuador lebt vom Erdöl. Ein Großteil der Exporte, der Wirtschaftskraft und der Staatseinnahmen hängt direkt oder indirekt am Tropf der Erdölförderung. Die zentralen Lagerstätten des Landes finden sich im Amazonastiefland im östlichen Teil des Landes. Diese Region und die dort lebende vornehmlich indigene und mestizische Bevölkerung waren lange Zeit von Politik und Wirtschaft (fast) vollständig vergessen. Dies änderte sich schlagartig, als 1972 unter großer Aufmerksamkeit von Politik, Medien und Gesellschaft das erste Fass Erdöl aus dem Amazonasgebiet an die Pazifikküste gepumpt wurde.

Mit dem Beginn des Erdölzeitalters erfuhren Wirtschaft, Politik und Gesellschaft der Region grundlegende Veränderungen. Bald zeigte sich jedoch, dass dieser Wandel der Bevölkerung keine Verbesserungen ihrer Lebenssituation und der Region keine „Entwicklung“ brachte. Im Gegenteil: Nach über vier Jahrzehnten Erdölförderung ist das Amazonasgebiet Ecuadors geprägt von Armut, Abhängigkeit und extremen Umweltbelastungen. Die Region fügt sich in die lange Liste von Orten und Gesellschaften ein, in denen der Rohstoffreichtum für die lokale Bevölkerung mehr Fluch als Segen zu sein scheint.^[1]

Die aktuelle Regierung Ecuadors unter Präsident Rafael Correa (2007-) proklamiert unter dem Schlagwort der Bürgerrevolution (Revolución Ciudadana) einen Paradigmenwechsel. Der Erdölreichtum soll über Investitionen in die soziale Infrastruktur endlich der Bevölkerung zugute kommen und insbesondere die soziale Entwicklung in den Extraktionsgebieten im Amazonastiefland fördern. Zudem sollen die Erdöleinnahmen die finanzielle Grundlage für Maßnahmen zur Diversifizierung der Wirtschaft als Bedingung der Möglichkeit für ein nachhaltiges post-extraktivistisches Entwicklungsmodell bilden. Letzteres kommt auch in der Verankerung des indigenen Konzepts des *Sumak Kawsay* / *Buen Vivir*

(Gutes Leben) sowie der „Rechte der Natur“ in der neuen Verfassung von 2008 zum Ausdruck. Mit diesen wegweisenden Veränderungen stellt Ecuador der Dominanz des Wachstumsimperativs ein auf indigenen Konzepten einer Harmonie zwischen den Menschen und der Natur basierendes gesellschaftliches Leitbild entgegen. Allerdings – so die zentrale These dieses Beitrags – zeigen sich deutliche Widersprüche zwischen Regierungsdiskurs und politischer Praxis, die besonders deutlich im erdölreichen Amazonastiefland zum Vorschein kommen.

Die Bürgerrevolution in der Praxis

Rafael Correa baute im Präsidentschaftswahlkampf 2006 auf ein breites Mitte-Links-Bündnis mit engen Verbindungen zu den sozialen und indigenen Bewegungen. Nach seinem Amtsantritt fügte sich die neue Regierung schnell in die südamerikanische Linkswende ein und nahm zentrale Forderungen der sozialen Bewegungen auf. Der politische Wandel wurde von den Schlagwörtern *Buen Vivir* und „Wandel der Produktionsmatrix“ symbolisiert und manifestierte sich in einer aktiven staatlichen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Der Staat tätigte umfangreiche Investitionen in Transportwege, Kommunikation, Forschung, Großprojekte zur Generierung (erneuerbarer) Energie sowie zur gezielten Förderung der industriellen Entwicklung des Landes. Ermöglicht wurden die Investitionen durch steigende Staatseinnahmen dank hoher Weltmarktpreise für Rohstoffe sowie steigender Steuereinnahmen in



Folge einer wirtschaftlichen Dynamisierung und einer moderaten Steuerreform. Gleichzeitig wurden die Sozialausgaben (insbesondere für Bildung und Gesundheit) kräftig ausgeweitet und mit dem Bono de Desarrollo Humano ein neues Sozialprogramm zur Zahlung geringer monetärer Transferzahlungen an die sozial benachteiligte und häufig indigene Bevölkerung eingeführt. Zusammengenommen ermöglichte diese Entwicklung zwischen 2007 und 2014 ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von 4,3 %, eine deutliche Reduzierung von Arbeitslosigkeit und informeller Beschäftigung, einen starken Rückgang der Armutszahlen von 45,9 % (2007) auf knapp 30 % im Jahr 2014 sowie die spürbare Abnahme der Einkommensungleichheiten.

Das positive Gesamtbild bekam jedoch schnell Risse: Die Basis der sozio-ökonomischen Erfolgsstory blieb – wie in anderen Ländern Südamerikas auch – ein rohstoffbasiertes Entwicklungsmodell.^[2] Die Rohstoffausbeutung geht mit massiven Umweltbelastungen einher, gefährdet häufig die traditionelle Lebensweise der ländlichen und oftmals indigenen Bevölkerung und steht somit in einem offenkundigen Widerspruch zu den Prinzipien des Buen Vivir und dem Schutz der Rechte der Natur. Dies hat zu heftiger Kritik,

Abbildung Seite 37:

Eine Erdölpumpstation an der Vía Auca, Ecuador.

massiven Mobilisierungen sowie teilweise gewalt-samen Auseinandersetzungen zwischen indigenen Organisationen und den staatlichen Sicherheitskräften geführt. Die indigenen Bewegungen wurden der Regierung lästig und Proteste gegen das Extraktionsmodell wurden zunehmend repressiv beantwortet.

Demokratische Legitimation

Trotz einer Vielzahl sozial-ökologischer Konflikte kann sich die Regierung jedoch auf eine durch verschiedene Wahlerfolge dokumentierte demokratische Legitimation für das Extraktionsmodell berufen. Dies kann kaum verwundern: Schließlich profitiert etwa die Stadtbevölkerung über Sozialleistungen, Investitionen und Schaffung von Arbeitsplätzen direkt von den Einnahmen aus der Ressourcenförderung in abgelegenen ländlichen Gebieten. Die Fortsetzung und Ausweitung des Extraktionsmodells liegt folglich nicht zuletzt darin begründet, dass die Kontinuität und Ausweitung staatlicher Investitionen und Sozialleistungen als Grundlage der relativen wirtschaftlichen Prosperität und politischen Legitimation der Regierung auf die Einnahmen aus dem Rohstoffsektor angewiesen sind. Mit dem deutlichen Rückgang der Weltmarktpreise für

Erdöl und andere Rohstoffe seit 2014 geriet das Land jedoch in eine Rezession, die vorherigen Erfolge in der Reduzierung von Armut und Ungleichheit drohen gegenwärtig erneut in Frage gestellt zu werden. Damit scheint gegenwärtig auch die materielle Basis der Zustimmung zur Regierung zu erodieren.[3]

Widerstand im Amazonastiefland

Die Erdölprovinzen im Amazonasgebiet haben in der Vergangenheit stark unter den sozial-ökologischen Konsequenzen der Rohstoffausbeutung gelitten. Verseuchte Böden und Gewässer als Folge undichter Pipelines gehören vielerorts zum Alltag, führen zu einer Vielzahl von gesundheitlichen Problemen und zudem hat die Erdölförderung an vielen Orten die traditionellen Gesellschaftsstrukturen zerstört. Gleichzeitig sind die Amazonasprovinzen trotz einer deutlichen Reduzierung zwischen 2006 und 2014 weiterhin durch die höchsten Armutsraten des Landes gekennzeichnet. Diese negativen Konsequenzen der Erdölausbeutung führen dennoch nicht dazu, dass die Bevölkerung einer Fortsetzung oder Vertiefung des Extraktionsmodells grundsätzlich kritisch gegenübersteht oder soziale Proteste gegen die Erdölförderung stets durch eine grundsätzliche Ablehnung der Ausbeutung natürlicher Ressourcen motiviert sind. Vielmehr ist die Hoffnung auf einen Teil vom Reichtum des „Schwarzen Goldes“ auch in vielen indigen geprägten Gemeinden des Amazonasgebietes sehr präsent und in vielen Konflikten geht es primär um die Frage der Kontrolle bzw. der Verteilung der Einnahmen aus der Rohstoffförderung. Dessen ungeachtet steht außer Frage, dass sich gewichtige Teile der indigenen Bevölkerung der Vertiefung des Extraktionsmodells im Amazonasgebiet heftig widersetzen. Exemplarisch hierfür steht der Konflikt um die Ausbeutung der Erdölvorkommen im von den Huaorani, Kichwa, Shuar sowie ver-

Abbildung Seite 39:

Erdölleitungen an der Vía Auca, Ecuador.

Abbildung Seite 41:

Der Yasuní-Nationalpark an der Grenze zu Peru.

schiedenen, in freiwilliger Isolation lebenden indigenen Völkern bewohnten, ökologisch hochsensiblen und durch eine extreme Biodiversität gekennzeichneten Regenwaldgebiet des Yasuní-Nationalparks an der Grenze zu Brasilien. Nachdem Präsident Correa im August 2013 ankündigte, mit der Ausbeutung des Erdöls im Yasuní-Park zu beginnen, formierte sich eine breite Protestbewegung aus indigenen Organisationen, sozialen Bewegungen, (inter-)nationalen NGOs und kritischen Intellektuellen mit dem Ziel, die Förderung und die damit verbundenen unumkehrbaren sozial-ökologischen Konsequenzen zu verhindern.[4] Mit verschiedenen Aktionen, die von Demonstrationen, internationaler Lobbyarbeit bis zur Sammlung von Unterschriften zur Abhaltung eines Referendums über die Ausbeutung der Erdölreserven im Nationalpark reichten, wurde – letztlich erfolglos – versucht, den Beginn der Förderung zu stoppen. Ende März 2016 wurde die Erdölförderung im Yasuní-Gebiet aufgenommen. Die Konsequenzen sind bereits erkennbar: Immer wieder kommt es zu ungewollten Kontakten zwischen den Erdölfirmen und den in freiwilliger Isolation lebenden indigenen Gemeinschaften, der Lebensraum von Pflanzen und Tieren wird stark beeinträchtigt und angesichts der schwierigen Förderbedingungen ist es eine Frage der Zeit, bis Nachrichten über Unfälle und Umweltzerstörungen auch nach Europa kommen. Der Fall Yasuní entlarvt aber nicht nur die Leere der Regierungsrhetorik von Buen Vivir, den Rechten der Natur und der Stärkung indigener Rechte, sondern auch die Scheinheiligkeit der von westlichen Politikern vergossenen Krokodilstränen über die Regenwaldzerstörung im Globalen Süden. Schließlich sind Rohstoffausbeutung und die damit einhergehenden Umweltbelastungen, erstens, die andere Seite der Medaille der bequemen Auslagerung der sozial-ökologischen Konsequenzen der Fortsetzung des Wachstumsimperativs sowie des ressourcenintensiven Wohlstands- und Konsummodells im Globalen Norden. Zweitens ist die Ausbeutung der Erdölvorkommen im Yasuní-Nationalpark auch die Konsequenz des Scheiterns eines von Präsident Correa im Jahr 2007 vor den Vereinten Nationen lancierten, innovativen Vorschlags zum Umgang mit dem Konflikt zwischen Umweltschutz und Entwicklungsinteresse. Der Kern der sogenannten Yasuní-ITT-Initiative bestand darin, dass sich die ecuadorianische Regierung bereit erklärte, auf die Förderung des Erdöls zu verzichten, wenn die internationale Gemeinschaft die Hälfte der zu erwartenden Einnahmen als Kompensation für Projekte zur Förderung der sozialen Entwicklung bereitstellt.[5] Auf diese Weise sollte ein Beitrag zum Schutz des Regenwaldes sowie zur Bekämpfung des Klimawandels geleistet werden und die legitimen Entwicklungsinteressen eines vergleichsweise armen Landes gewahrt bleiben.



41870

41

„Die Indigenen werden erneut eher als passive Objekte wohlmeinender staatlicher Interventionen denn als Subjekte mit politischem Gestaltungsanspruch betrachtet.“

Doch die internationale Gemeinschaft sagte nur einen Bruchteil der geforderten Summe zu.[6] Als Correa die Förderung des Erdöls ankündigte, konnte er also durchaus zu Recht auf das mangelnde Interesse der internationalen Gemeinschaft am Schutz der Umwelt und der Rechte der indigenen Gemeinschaften verweisen. Eine Kritik der sozial-ökologischen Konsequenzen der Rohstoffförderung muss folglich immer auch die Einbindung der Fördergebiete in die globale Ökonomie sowie die Verbindungen zum eigenen Lebensstil reflektieren. Einfache Schuldzuweisungen an die ecuadorianische Regierung sind unterkomplex und versperren den Blick für globale Zusammenhänge auf der Suche nach Lösungen für die aus der Rohstoffförderung erwachsenden sozial-ökologischen Probleme.

Entwicklung von oben

Das Versprechen an die Bevölkerung des Amazonasgebiets besteht also nicht in der Beendigung der Erdölförderung. Vielmehr folgt aus der Regierungsinterpretation des Buen Vivir als Förderung der menschlichen Entwicklung,[7] dass endlich auch die Bewohner des historisch vergessenen Amazonastief- land die Früchte des Ressourcenreichtums genie-

ßen sollen. Konkret bedeutet dies, dass ein Teil der staatlichen Rohstoffeinnahmen als Investitionen in die soziale Infrastruktur in Form von Bildung, Gesundheit, Sicherheit, Elektrifizierung, Telekommunikation, Umweltschutz sowie den Bau sogenannter Millenniumsstädte (Ciudades del Milenio) an die von der Rohstoffförderung betroffene lokale Bevölkerung zurückgegeben werden soll.

Die verschiedenen Projekte haben einen deutlichen Wandel ausgelöst und sind sichtbare Leuchttürme der Veränderung im Amazonasgebiet. Im Bildungsbereich wurden etwa bis August 2016 alleine in den Amazonasprovinzen 15 „Millenniumsschulen“ errichtet.[8] Diese zeichnen sich unter anderem durch moderne Labors, gut ausgestattete Bibliotheken und Klassenräume und weitläufige Pausenhöfe aus. Das Ziel ist klar formuliert: Die Kinder im Amazonasgebiet sollen mindestens so gute Bedingungen in der Schule vorfinden wie ihre Altersgenossen in den Großstädten Quito oder Guayaquil. Und dennoch sind die Millenniumsschulen heftig umstritten: Einerseits drängt sich angesichts des frappierenden Kontrasts der Lehr- und Lernbedingungen zwischen den Millenniumsschulen und den durch Mangel an Schulmaterialien, verfallene Klassenräume und fehlende Infrastruktur gekennzeichneten Schulen der Region die Frage nach der Verteilung der Ressourcen und dem Entstehen neuer (Bildungs-)Ungleichheiten innerhalb der lokalen Gemeinden auf. Andererseits stehen insbesondere Vertreter der indigenen Bevölkerung den Millenniumsschulen kritisch gegenüber, da der Besuch dieser Schulen längere



Schulwege für die Kinder sowie den Verlust der Kontrolle der Lehrinhalte und insbesondere der Vermittlung indigenen Wissens in der interkulturellen Bildung durch die lokale Gemeinschaft impliziert. Viele Vertreter indigener Gemeinschaften befürchten deshalb, dass die Schulen der Entfremdung der Kinder und Jugendlichen von der eigenen Kultur Vorschub leisten.

Ähnlich gelagert sind auch die Auseinandersetzungen um die Ciudades del Milenio.[9] Hierbei handelt es sich um ein Projekt zum Bau von Dörfern in vornehmlich von Indigenen bewohnten Erdölfördergebieten im Amazonastiefland. Die Dörfer verfügen über Häuser mit moderner Einrichtung und sind mit Elektrizität, Internet- und Telefonanschluss etc. ausgestattet. Hingegen sind wichtige Teile der traditionellen Lebensweise und der wirtschaftlichen Aktivitäten der indigenen Gemeinschaften wie Tierhaltung und Subsistenzlandwirtschaft in den Dörfern untersagt. Ein Umzug in die Ciudades del Milenio geht folglich mit einem grundlegenden Wandel des Alltags einher. Dies hat zur Folge, dass ein Teil der Häuser in den Ciudades del Milenio nur selten genutzt wird, da gerade die Älteren es vorziehen, ihre Zeit in den traditionellen Siedlungen zu verbringen. Ein zentraler Kritikpunkt besteht darin, dass in den Ciudades del Milenio die Annehmlichkeiten der Modernität durch die zunehmende Entfremdung von der traditionellen Lebensweise sowie die Notwendigkeit zur stärkeren Integration in die Geldwirtschaft erkaufte werden.[10] Bezahlte Arbeitsplätze sind im Amazonasgebiet jedoch rar und finden sich in erster Linie im Bausektor (Ausbau der Infrastruktur) oder im Bereich einfacher

Dienstleistungen für die vor Ort tätigen Ölfirmen. Dabei zeigt sich bereits, dass die Arbeitsplätze und Einkünfte in beiden Bereichen sehr schwankend sind, und es mehren sich Befürchtungen, dass die Ciudades del Milenio ein erster Schritt in Richtung Verarmung der indigenen Bevölkerung darstellen, da eine Rückkehr zur traditionellen Lebensweise erfahrungsgemäß selten gelingt.

Die Beispiele illustrieren die zentralen Probleme der Regierungsstrategie zur Förderung der sozialen Entwicklung im Amazonasgebiet: Den Projekten liegt ein technischer und okzidental geprägter Entwicklungsbegriff zu Grunde, der den Vorstellungen des Guten Lebens vieler indigener Gemeinschaften nicht entspricht. Dies wird noch durch die Tendenz zur zentralisierten Planung ohne ausreichende Öffnung von Partizipationskanälen für die lokale indigene Bevölkerung verschärft. In der Konsequenz handelt es sich bei den Regierungsprojekten primär um den Versuch einer von oben gesteuerten Modernisierung des Amazonas und der indigenen Bevölkerung. Letztere werden erneut eher als passive Objekte wohlmeinender staatlicher Interventionen denn als Subjekte mit politischem Gestaltungsanspruch betrachtet. Das hohe Konfliktpotential und die – wie im Falle der Ciudades del Milenio – bereits absehba-

ren Probleme verdeutlichen einmal mehr, dass eine solche Politik nicht nur paternalistisch ist, sondern auch immer wieder zu politischen Misserfolgen führt.

Schlussfolgerungen

Die Bürgerrevolution in Ecuador hat den Anspruch eines grundlegenden Wandels von Wirtschaft und Gesellschaft. Allerdings zeigt sich bei einem Blick hinter die Fassade der Rhetorik, dass der rhetorische Wandel von einer erstaunlichen politischen Kontinuität begleitet wird. Besonders deutlich wird dies mit Blick auf die Situation der indigenen Bevölkerung im Amazonastiefland. Zwar lassen sich hier wichtige Verbesserungen der Lebensbedingungen durch Einkommenssteigerungen, Armutsbekämpfung sowie teilweise den Zugang zu modernen Schulen, Kommunikationsmitteln und Elektrizität konstatieren, die weder geringgeschätzt noch durch die Romantisierung eines entbehrungsreichen traditionellen Lebensstils indigener Gemeinschaften relativiert werden sollen. Problematisch ist jedoch erstens, dass die materiellen Verbesserungen durch

die Vertiefung des Extraktionsmodells mit seinen negativen sozialen und ökologischen Konsequenzen erkauft werden, die mittel- und langfristig massive Verschlechterungen der Lebensbedingungen und die Entstehung neuer bzw. die Verschärfung bestehender sozial-ökologischer Ungleichheiten befürchten lassen. Zweitens werden die Veränderungen von oben und oft an den Interessen der lokalen Gemeinschaften vorbei geplant. Zwar werden indigene Traditionen von der Regierung gerne werbewirksam eingesetzt, gerade bei Konflikten mit der Regierung zeigt sich jedoch, dass echte Partizipation oder die Stärkung der Rechte der indigenen Gemeinschaft für die Regierung keine Priorität besitzt. Damit verbunden ist drittens, dass indigene Gemeinschaften durch die Maßnahmen zur Förderung der „Entwicklung“ des Amazonasgebiets – wie im Falle der Comunidades del Milenio – Gefahr laufen, ihre Autonomie zu verlieren und durch die verstärkte Einbindung in die Geldwirtschaft eine schleichende Pauperisierung zu erfahren. Der Blick auf das Amazonasgebiet verdeutlicht somit, dass die indigene und mestizische Bevölkerung des Amazonasgebiets auch unter veränderten politischen Vorzeichen kaum positive Veränderungen durch die Erdölförderung erfährt, jedoch die negativen sozial-ökologischen Konsequenzen der Extraktionstätigkeit tragen muss.

Abbildung Seite 42:

Badende Kinder unter den Erdölleitungen an der Vía Auca.



Anmerkungen

[1] Klassisch für Lateinamerika: Galeano, Eduardo (1978): Die offenen Adern Lateinamerikas. Wuppertal: Peter Hammer. Für einen aktuellen Überblick zur Debatte über erdölbasierte Entwicklungsmodelle siehe auch: Peters, Stefan (2016): Mehr Komplexität wagen: ein Plädoyer für eine differenzierte Analyse von Erdöl, Staat und Entwicklung im Globalen Süden. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie, 60 (1-2), 9-24.

[2] Vergleich hierzu als Überblick: Burchardt, Hans-Jürgen / Dietz, Kristina / Öhlschläger, Rainer (2013): Umwelt und Entwicklung im 21. Jahrhundert. Impulse und Analysen aus Lateinamerika. Baden-Baden: Nomos.

[3] Burchardt, Hans-Jürgen et al. (2016): Nada dura para siempre. Neextractivismo tras el boom de las materias primas. Quito: Abya-Yala.

[4] Siehe hierzu: <http://sitio.yasunidos.org/en/>

[5] Hierzu: Acosta, Alberto (2013): Die ecuadorianische Yasuní-ITT-Initiative: Perspektiven und Blockaden für eine Politik jenseits des Neo-Extraktivismus. In: Burchardt, Hans-Jürgen / Dietz, Kristina / Öhlschläger, Rainer (2013): Umwelt und Entwicklung im 21. Jahrhundert: Impulse und Analysen aus Lateinamerika. Baden-Baden: Nomos, 109-120.

[6] Unter der Ministerin Wieczorek-Zeul stand die deutsche Regierung der Initiative sehr aufgeschlossen gegenüber, doch unter ihrem Nachfolger Dirk Niebel kam es zu einer Kehrtwende und die Regierung sprach sich gegen die Unterstützung des Vorschlags aus und entzog dem Projekt damit einen wichtigen Fürsprecher.

[7] Ribadeneira Santacruz, Natalia (2016): Towards a New Understanding of Development: The Use of Sumak Kawsay by the Ecuadorian Government. Quito: Abya-Yala.

[8] Weitere elf Millenniumsschulen befanden sich zum selben Zeitpunkt im Bau. <http://educacion.gob.ec/unidades-educativas-del-milenio/>

[9] Bisher gibt es zwei Ciudades del Milenio in der Amazonasprovinz Sucumbíos; eine dritte soll 2017 fertiggestellt werden.

[10] Vallejo, Ivette et al. (2016): Ciudades del Milenio: ¿Inclusión o exclusión en una Nueva Amazonía? In: Burchardt, Hans-Jürgen et al. (Hg.): Nada dura para siempre: Neextractivismo tras el boom de las materias primas. Quito: Abya-Yala.



„Sie gaben ihr Leben für die indigenen Völker“

Alejandro Labaca und Inés Arango: Märtyrer im Regenwald von Ecuador
Von Ina Rottscheid (Text) und Achim Pohl (Fotos)

Während Monseñor Labaca in Europa kaum bekannt ist, ist er für die Gläubigen in Ecuador ein Märtyrer und ein Vorbild: Der Bischof setzte sich Ende der 1980er Jahre für die ethnischen Minderheiten ein und bezahlte dies mit seinem Leben.

Wenig erinnert bei Kilometer 50 an der Vía Auca, die tief in den Urwald Ecuadors führt, an das, was sich hier vor fast 30 Jahren ereignete. In sengender Hitze, durch kniehohe Gräser und Schlammfüten, steigt der Kapuziner Txarli Azcona auf eine Anhöhe. Oben erreicht er einen verlassen kleinen Platz, dessen Asphalttränder schon ausgefranst sind. Er lässt den Blick über die grünen Weiten des Amazonas schweifen und deutet in die Ferne: „Von hier aus flogen am 21. Juli 1987 Bischof Alejandro Labaca und Schwester Inés Arango mit einem Hubschrauber in den Urwald“, erinnert er sich. Wenige Stunden später sind sie tot. Getötet durch zahlreiche Lanzenstiche. Die Nachricht vom Tod der beiden habe viel Häme und Unverständnis produziert, erzählt er. Das Risiko sei absehbar gewesen, sagten damals viele; wer unkontaktierte Völker gegen ihren Willen aufsucht, müsse mit so etwas rechnen.

Doch die Geschichte ist eine ganz andere: Bereits in den 1960er Jahren hatten Erdölgesellschaften begonnen, sich immer tiefer in den Amazonas hineinzufressen, denn im Osten Ecuadors lagern riesige Öl-

vorkommen. Zur gleichen Zeit beginnt in der Region der spanische Kapuziner Alejandro Labaca Ugarte seine Missionsarbeit.

Seine Arbeit steht unter dem Eindruck des Zweiten Vatikanischen Konzils, bei dem erstmals von „Inkulturierung“ die Rede ist, also der Einbettung des Glaubens in die indigenen Kulturen. Und wo sich die Überzeugung durchsetzte, dass auch bei Völkern, die die Frohe Botschaft nicht kennen, Spiritualität und Gottesfürchtigkeit zu finden sind. Diese „Samenkörner des Wortes“ sind also schon vorhanden, es gilt sie zu entdecken und zum Wachsen zu bringen. Den Begriff „semillas del verbo“ wählt Labaca später auch als Bischofsmotto.

Eine Familie mit den Huaorani sein

Als Missionar sucht er Kontakt zum Volk der Huaorani, gewinnt ihr Vertrauen, erlernt ihre Sprache und lebt mit ihnen ihr einfaches, traditionelles Leben. „Wir wollen sie als Geschwister besuchen“, schreibt er später in seinem Tagebuch, das den Titel „Chronik Huaorani“ trägt. Labaca lässt sich von einer indigenen Familie adoptieren, in seinen Aufzeichnungen ist nachzulesen: „Mit den Worten ‚Vater, Mutter, Geschwister, Familie‘ bemühe ich mich, ihnen zu erklären, dass sie ab sofort meine Eltern und Geschwister und wir alle eine einzige Familie seien. Ich knie mich vor Inihua nieder, er legt meine Hände auf meinen Kopf, streicht kräftig über meine Haare und gibt mir so zu verstehen, dass er mich verstanden hat. Ich gehe auch vor Pahua nieder und nenne sie ‚buto bara‘ - ‚meine Mutter‘.“

Auch nach seiner Ernennung zum Bischof des Apostolischen Vikariates von Aguarico im Tiefland von Ecuador 1984 sind es vor allem

Abbildung Seite 44:

Historisches Foto von Bischof Alejandro Labaca Ugarte.

die ethnischen Minderheiten, die ihm am Herzen liegen, um die er sich kümmert und die er gegen die Begehrlichkeiten von Politik und Erdölgesellschaften verteidigt.

Doch Letztere rücken immer weiter vor, auch in das Gebiet der Tagaeri, einer Gruppe des Huaorani-Volkes, die bislang jeglichen Kontakt zur Außenwelt abgelehnt hat. Monseñor Alejandro – wie ihn bis heute alle nennen – und seine treue Weggefährtin, die kolumbianische Schwester Inés Arango, wollen den Konzernen zuvorkommen, die Tagaeri warnen, eine einvernehmliche Lösung vermitteln. Ein heikles Unternehmen. Trotz der jahrelangen Arbeit mit den Indianern hatten auch sie niemals Kontakt zu ihnen. Alle raten den beiden von dem Vorhaben ab, auch Labacas Adoptivvater Inihua, dessen Stamm in Feindschaft zu den Tagaeri lebt.

Als die beiden erfahren, dass bewaffnete Gruppen unterwegs sind, die die Tagaeri im Auftrag der Erdölgesellschaft vertreiben sollen, nötigenfalls mit Gewalt, steht für Labaca und Inés fest: „Wenn wir nicht gehen, werden sie sie töten.“ Die beiden bezahlen diese Entscheidung mit dem Leben. Zwei Tage später werden sie aufgefunden, getötet durch Dutzende Lanzenstiche, entsprechend einem Stammesritus, mit dem die Huaorani ihre Feinde töten. Was genau geschah, ist bis heute nicht geklärt.

Zwei schlichte schwarze Marmorplatten im Boden der Kathedrale von Coca, der Hauptstadt des Vikariates Aguarico, erinnern heute an die beiden. „Sie gaben ihr Leben für die indigenen Völker“ steht

dort geschrieben. Jesús Esteban Sádaba führt durch die bescheidene Kirche, die wenig mit den europäischen Vorstellungen von einer Kathedrale gemein hat. Er deutet auf die Stelle vor dem Altar: „Hier wurde er 1984 zum Bischof geweiht, genau hier lag er auf dem Boden, hier ist er nun begraben.“ Jesús Esteban Sádaba ist der aktuelle Bischof des Vikariates Aguarico und damit der direkte Nachfolger von Monseñor Alejandro.

Der Bischof trägt das Kreuz seines Vorgängers

Um seinen Hals hängt ein einfaches Holzkreuz, er zeigt es ehrfürchtig: Es gehörte Monseñor Alejandro. Sein Glaubenszeugnis ist für ihn Vorbild und Verpflichtung zugleich: „Er wollte den Indígenas durch das Zusammenleben mit ihnen die Freude des Evangeliums vermitteln“, sagt Bischof Jesús Esteban. „Er lebte ihre Kultur, er zwang ihnen nicht seine eigene auf, auch nicht den Glauben. Er wollte mit ihnen ihr Leben teilen und Friedensbringer sein.“ Viele Menschen in Ecuador folgen ihm heute auf diesem Weg, Missionare teilen das Leben mit den Ärmsten und die Indigenenpastoral spielt eine wichtige Rolle



im Vikariat Aguarico, von Bildungsangeboten über Katechetenausbildung und Bewusstseinsbildung bis hin zum Rechtsbeistand. Missionare haben die Messe ins Kichwa übersetzt und erstmals wurde auch eine Grammatik dieser Indigenensprache erstellt. Bischof Jesús Esteban setzt seine Führung fort, nebenan im Pfarrhaus haben die Mitschwestern von Inés Arango ein kleines Museum eingerichtet: ein schlichter Raum, in den sich heute nicht mehr viele Besucher verirren. An den Wänden hängen Fotos, die Monseñor Alejandro bei den Huaorani zeigen: Ein Mann mittleren Alters, kurzärmeliges Hemd, Hornbrille und Baseballkappe, der in die Kamera lacht. Auf manchen ist er umringt von Kindern, auf anderen ist er mit den Männern der Gemeinschaft zu sehen; wie sie nur bekleidet mit einem Lendenschurz. Eins zeigt ihn mit seinen Adoptiveltern Inihua und Pahua.

Abbildung Seite 46:

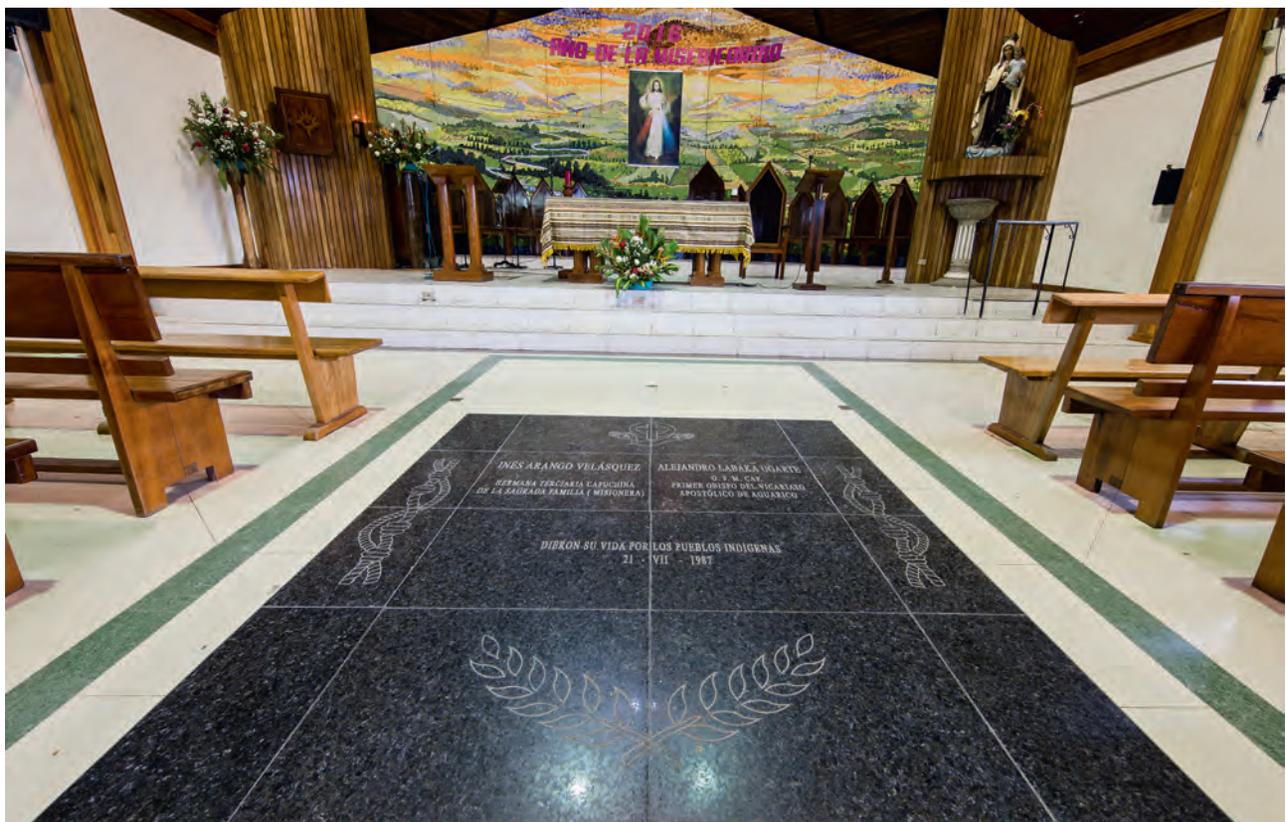
Bischof Alejandro Labaca Ugarte und Schwester Inés Arango Velásquez auf dem letzten Foto, das sie lebend zeigt, kurz vor dem Abflug mit dem Hubschrauber zu den Huaorani.

Ein Museum über das Leben der Märtyrer

In der gegenüberliegenden Vitrine liegt die Kleidung, die Monseñor Alejandro und Schwester Inés am Tag ihres Todes trugen. „Man sieht, wie sie an der Schulter von der Lanze durchbohrt wurde“, sagt Bischof Jesús Esteban und deutet auf ein weißes T-Shirt. Beide waren sich der Gefahr bewusst, sie ahnten, dass diese Mission tödlich ausgehen könnte. „Falls ich sterben sollte, gehe ich glücklich“, hatte Schwester Inés kurz vor ihrem Tod in einem Brief geschrie-

Abbildung Seite 47:

Das Grab von Bischof Alejandro Labaca und Schwester Inés in der Kathedrale von Coca. Gleich nebenan erinnert ein kleines Museum an die von den Menschen in Aguarico als Märtyrer verehrten Seelsorger.





ben: „Ich hoffe, dass niemand von mir erfährt, denn ich suche weder Namen noch Ruhm, das weiß Gott.“ Auch der Brief hängt heute in dem Museum. „Sie wollten nicht sterben. Aber sie gingen das Risiko ein, weil sie keine Alternative sahen“, erklärt Bischof Jesús Esteban.

Neben dem Brief hängt die zwei Meter lange Lanze, mit der Monseñor Alejandro getötet wurde, ein Foto zeigt seinen Leichnam, grausam entstellt und von unzähligen Lanzenstichen durchbohrt. „Für die Menschen hier ist er ein Märtyrer, der sein Leben für die gab, die er liebte!“, sagt der Bischof. Bereits ein Jahr nach seinem Tod leiteten die ecuadorianischen Bischöfe das Seligsprechungsverfahren ein, bis heute warten die Gläubigen in Ecuador sehnsüchtig auf ein Signal aus dem Vatikan.

Zeitzeugen

Es war der Mitbruder José Miguel Goldáraz, der die beiden Toten damals mithilfe eines Militärhubschraubers barg. Ein heikles Unterfangen: „Wir wussten, dass die Indianer sich zurückziehen, wenn sie einen Menschen getötet haben, weil sie die Rache der Geister fürchten. Ich war also ziemlich sicher, dass sie nicht mehr da sind. Aber natürlich hatte ich Angst.“ Der alte Herr mit den wachen blauen



Augen hat eine klare Erinnerung an jene Zeit. Daran, wie er die zahlreichen Lanzen aus den Körpern entfernen musste, bevor sie im Hubschrauber zurückgefliegen werden konnten. Und an den Schmerz und die Erschöpfung, die er danach empfand. Heute redet er nicht mehr gerne darüber, zu sehr wühlen ihn die Erinnerungen immer noch auf.

Kapuziner-Missionare

Pater José Miguel ist ebenfalls Kapuziner, er lebt und arbeitet seit Jahrzehnten in Ecuador und spricht die Indianersprache Kichwa mit einer Lässigkeit, als wäre sie seine Muttersprache. Auch er sah Labacas Vorhaben damals mit großer Skepsis. Aber er wusste, dass er nicht davon abzubringen war: „Alejandro war Baske und er hatte einen unglaublich starken Willen“, erinnert er sich. Labaca war damals Apostolischer Präfekt und somit sein Vorgesetzter. Und dann erzählt Pater José Miguel die Geschichte, wie Labaca einmal tagelang vor dem Energieministerium in Quito gesessen hatte, um den Minister zu sprechen. „Sie hatten ihm gesagt, er sei nicht da, aber Alejandro hätte noch Wochen da gesessen und auf ihn gewartet. Am Ende ließen sie ihn zu ihm“, erinnert er sich schmunzelnd. „Er war einfach willensstark und darüber hinaus war er brilliant!“ Für die Gläubigen in Ecuador ist Monseñor Alejandro heute schon ein Märtyrer. Jedes Jahr im Juli pilgern zahlreiche Menschen von Quito in das Vikariat Aguarico, 12 Tage lang zu Fuß, über 360 Kilometer. Viele andere kommen mit Bus, Boot oder Flugzeug, um am 21. Juli, dem Todestag von Alejandro und Inés, am Grab in



der Kathedrale in Coca zu sein. Auch von Kilometer 50 an der Vía Auca, von wo aus die beiden damals aufbrachen, pilgern mehrere Hundert Menschen nach Coca.

Der Kapuziner Txarli Azcona ist jedes Jahr dabei. An dem alten Hubschrauberlandeplatz an Kilometer 50 wollen er und seine Mitbrüder eine Pilgerstätte errichten: Eine kleine Kapelle soll es sein, im Stil einer Maloca, einer indianischen Rundhütte. „Es soll ein Ort des Gebets und der Ruhe sein“, sagt er. Hier wollen sie die Erinnerung an Alejandro Labaca wachhalten – und an seine Botschaft, die bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren hat: „Der Hubschrauberlandeplatz erinnert uns tagtäglich daran, dass wir rausgehen müssen, um die Indígenas und ihre Rechte zu verteidigen“, sagt der Kapuziner. „Hier lebt der Geist von Inés und Alejandro weiter und er ruft uns auf, die Menschen und den ganzen Amazonas zu schützen!“

Abbildungen Seite 48:

Bischof Jesús Esteban Sádaba OFM Cap. im Museum, das in Coca an Bischof Labaca erinnert (links).

Kapuzinerbruder Txarli Azcona am Hubschrauberlandeplatz bei Kilometer 50 an der Vía Auca (rechts).

Abbildung Seite 49:

Kapellenraum der Kapuziner-Gemeinschaft in ihrer einfachen Hütte bei Kilometer 50 an der Vía Auca.

**„Für die Menschen hier ist Labaca ein Märtyrer,
der sein Leben für die gab, die er liebte!“
Jesús Esteban Sádaba, Apost. Vikar von Aguarico**





Eine amazonische Tragödie

Mit dem brasilianischen Indianermissionsrat Cimi bei den Tenharin
Von Thomas Milz (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Drei weiße Holzkreuze stehen am Ufer des mächtigen Madeira-Flusses außerhalb von Humaitá. „Stef“, „Luciano“, „Alderney“ steht darauf. Die Namen zeugen von dem vorerst letzten Kapitel der Tragödie der Tenharin. Das indigene Volk ist im Laufe der letzten Jahrzehnte hier, im Südwesten des brasilianischen Amazonasgebietes, buchstäblich unter die Räder des modernen Brasiliens gekommen.

Nachdem die Fähre seinen Wagen ans andere Ufer gebracht hat, gibt Erzbischof Dom Roque Paloschi Gas. Die Erdpiste der Transamazônica ist trocken, es geht schnell voran. Dichter Urwald wird von Viehweiden abgelöst, abgebrannten Wäldern, neu gepflanzten Eukalyptus-Plantagen, dann geht es über eine kleine Holzbrücke. Dahinter beginnt das Gebiet der Tenharin.

Wenig später sitzt der Bischof den Anführern des Volkes gegenüber. Es sei eine Ehre, den neuen Präsidenten des Indianermissionsrates der katholischen Kirche, Cimi, bei sich begrüßen zu dürfen, hört er. Gerade jetzt in diesen schwierigen Zeiten. Die Tenharin halten ihre Blicke gesenkt, ihre Körperhaltung wirkt kraftlos. Eine erdrückende Stille liegt über dem Dorf.

Eine Tragödie in zwei Akten hat die Welt der Tenharin in ihren Grundfesten erschüttert. Und in beiden spielt die Transamazônica die Hauptrolle. Ein Akt liegt gerade einmal drei Jahre zurück. Der andere

ereignete sich Anfang der 1970er Jahre. Duca Tenharin erinnert sich noch genau an jenen Tag vor 45 Jahren. Plötzlich tauchte wie aus dem Nichts ein Landvermesser zwischen den Bäumen auf. Und mit ihm kamen die Maschinen, die die BR 230, das gigantische Straßenmonster der damals herrschenden Militärs, mitten durch den Wald schlugen.

Und mitten durch ihre Dörfer, quer über ihre heiligen Friedhöfe. Duca und 13 weitere Jugendliche wurden zwangsweise zum



Abbildung Seite 50:

Der 87-jährige Moha aus dem Volk der Tenharin.

Abbildung Seite 51:

Frei Volmir (rechts, Cimi Porto Velho) im Gespräch mit Tenharin auf der Transamazônica, die mitten durch das Tenharin-Schutzgebiet geschlagen wurde.

Straßenbau eingezogen, sechs Monate lang gingen sie mit ihren Macheten barfuß den Bulldozern voran. „Wir waren ihre Sklaven.“ Daheim rafften derweil die von den Bauarbeitern eingeschleppten Krankheiten seine Verwandten dahin.

Der ersten Grippewelle fielen die *Pajes*, die Schamanen der Tenharin, zum Opfer. Verzweifelt hatten die religiösen Führer, die für die Abwehr von Unheil zuständig waren, mit ihren Ritualen versucht, die Kranken zu retten. Nur 200 von einst 10.000 Tenharin überlebten, und die blieben verwirrt zurück. Denn mit den *Pajes* war ein Großteil der kollektiven Erinnerungen und der religiösen Rituale verloren gegangen.

Die Riten werden akribisch eingehalten

Jetzt sitzen die Tenharin Dom Roque gegenüber und berichten über das anstehende *Mbotawa*, ihr Erntedankfest. Es ist der soziale und religiöse Höhepunkt ihrer Kultur. Die Riten müssen akribisch eingehalten werden, um das Wohlwollen der Naturgeister zu gewinnen. Ohne die *Pajes* sei das stets schon schwierig gewesen. Doch in den letzten zwei Jahren wurden die Feste zum Desaster. Und schuld ist die Straße.

Am nächsten Tag fährt der Erzbischof sie hinunter, besucht jedes Dorf. „Eines bei meinem Antrittsbesuch zu übergehen, würde man mir übelnehmen.“ Man bittet ihn, ein Gebet zu sprechen, einen

Abbildungen Seite 52:

Dom Roque Paloschi (Mitte, Erzbischof von Porto Velho/Rondônia und Cimi-Präsident) zu Besuch in der Tenharin-Kommunität Mafui.

Abbildung Seite 53:

Willkommenstanz eines alten Tenharin-Indigenen anlässlich des Besuches von Dom Roque Paloschi.





kleine Gottesdienst zu improvisieren, ja, jetzt hier einfach mitten auf dem Dorfplatz, ganz formlos. Es sind vor allem die Frauen, die sich mit in den Kreis aus Menschen stellen, sich beim Gebet die Hände reichen. Und deren Schluchzen das Gebet von Dom Roque übertönt. „Die Frauen leiden am meisten, die Männer verschließen sich“, sagt Laura Vicuña Pereira Manso, Mitarbeiterin im Lokalbüro des Cimi. Sie weiß, wie es in den Frauen aussieht.

Zuwendung vom Bischof

Seit Wochen sucht man einen Jungen, der sich offensichtlich im Wald verirrt hat. Möge Gott uns helfen, ihn zu finden, flehen die Frauen. Einen weiteren Schicksalsschlag ertragen sie nicht mehr. Man nimmt den Bischof zur Seite, was ist mit der Taufe für die Kinder, sie brauchen himmlischen Schutz, jetzt, wo sich die eigenen Geister von ihnen abwenden und solche Tragödien zulassen. „Nach Kirchenrecht müssten wir erst die Eltern taufen, bevor wir die Kinder taufen können“, sagt Dom Roque auf der Weiterfahrt. „Aber das wollen die Erwachsenen dann auch nicht.“ Die Lage ist ziemlich verzwickelt.

„Die Transamazônica hat unser Gebiet in der Mitte zerschnitten, und über sie kamen Holzhändler, Goldsucher, Landdiebe und Großgrundbesitzer hierher. Sie teilen sich jetzt unser Land untereinander auf.“ Antonio Enésio Tenharin, Sprecher des Volkes, hat zum Gespräch am Rande der Erdpiste seinen traditionellen Kopfschmuck aufgezogen. Dazu trägt er Jeans und T-Shirt. Daheim haben die Indigenen Fernsehen, Internet und Handys, sie fahren Motorräder und essen Fertiggerichte aus den Fabriken der Weißen. Doch im Einklang mit deren Gesellschaft leben sie trotzdem nicht. „Wir fühlen uns von dieser Gesellschaft bedroht“, fasst Antonio zusammen. Inzwischen habe sich die Zahl der Tenharin wieder auf 1.000 erhöht, und die Regierung hat ihnen vor Jahren ein 500.000 Hektar großes Schutzgebiet überschrieben, die Terra Indígena Tenharin Marmelos. Doch nichts schützt sie vor dem über die Piste heranziehenden Unheil.

Immer mehr Einwanderer aus Südbrazilien sind in den letzten Jahrzehnten ostwärts ins Herz Amazoniens vorgedrungen. Links und rechts der Piste ist der Urwald über Hunderte Kilometer abgeholzt, Holzmafias bedienen sich am Naturreichtum, Goldsucher verseuchen die Flüsse mit Quecksilber, während Großgrundbesitzer ihr Vieh weiden lassen. Mit den weißen Eindringlingen kamen Drogen, Waffen und das Ressourcen fressende Lebensmodell der modernen Gesellschaft in die Region. „Schauen Sie mal auf eine Karte der Region. Das Tenharin-Gebiet ist die letzte grüne Oase“,



sagt Bruder Volmir Candido Bavaresca vom Cimi. Begehrlich schauten die Siedler auf das Indigenengebiet. Und drohen. „Am schlimmsten sind die Holzfäller und Landbesitzer vom Kilometer 180“, sagt Bavaresca. Sie haben Waffen und setzen sie ein. Gedroht haben sollen sie auch Ivan Tenharin. Es sei um einen Landstreit gegangen, vielleicht auch um den Wegezoll, den die Tenharin seit 2006 an der Brücke zu ihrem Gebiet erheben. Eine Entschädigung für den ihnen von der Straße geraubten Seelenfrieden, sagen sie. Wie dem auch sei, der zweite Akt der Tragödie begann im Dezember 2013, als Ivan, der oberste Anführer der Tenharin, plötzlich tot auf der Straße lag. Neben ihm sein Motorrad. An einen Unfall glaubten die Tenharin nicht, auch wenn die Leute vom Kilometer 180 Gerüchte streuten, Ivan sei betrunken unterwegs gewesen. Alles, was dann passierte, liegt ebenfalls im Dunkeln.

War es Mord?

Die Staatsanwaltschaft in Humaitá hat folgende Theorie: In ihrer Verzweiflung, die Schuldigen zu finden, wandten sich die Tenharin an den Schamanen eines Nachbarvolkes. Der sah im Traum drei Weiße in einem schwarzen Auto, mit dem sie Ivan totfuhren. Zwei Wochen warteten die Tenharin am Straßenrand. Dann tauchte ein schwarzer Volkswagen am Horizont auf. Die drei weißen Insassen

schlugen sie tot. Dann verscharften sie Stef, Luciano und Alderney im Wald, wo die Polizei sie später fand. Laura Vicuña vom lokalen Cimi-Büro glaubt nicht an diese Theorie. „Die Tenharin würden niemals Weiße auf ihren eigenen Gebiet verscharren, das verstößt gegen ihre Traditionen“, gibt sie zu bedenken. „Und erst recht nicht unter den Kastanienbäumen, von deren Ernte sie leben und die sie jetzt als unrein ansehen.“ Nur ein Fremder, der die Traditionen der Tenharin nicht kennt, könne das getan haben. Dagegen spreche auch, dass Gilvan Tenharin, Ivans Sohn und Nachfolger, sich in der Trauerzeit nicht vom Totenbett seines Vater habe entfernen dürfen. Und ausgerechnet ihn vermutet die Staatsanwaltschaft als Kopf hinter den Morden.

Abbildung Seite 54:

Fähre über den Rio Madeira bei Humaitá.

Abbildung Seite 55:

Essenszubereitung in einer Familie in einem Tenharin-Dorf.





„Diese Dampfwalze, die über die indigenen Völker rollt, hat bei ihnen dazu geführt, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, den Schutz ihres Gebietes.“

Erzbischof Roque Paloschi

Keine Zweifel hatten die Siedler vom Kilometer 180. Von dort machte sich ein Mob von 300 bewaffneten Männern auf. An einer Brücke stellten sich ihnen die Tenharin entgegen. Die Polizei schaute hilflos zu, Hubschrauber kreisten über den Dörfern. Im letzten Moment konnte zwar ein Massaker verhindert werden. Doch der blanke Terror war über die Tenharin hereingebrochen. Gilvan und vier weitere Anführer wurden in Untersuchungshaft genommen. Ohne die vorgeschriebene Anwesenheit der Anführer mussten die nächsten zwei Mbotawa-Feste durchgeführt werden. Die Geister sind seitdem noch zorniger geworden. Sie lassen zu, dass sich die Kinder in den Wäldern verlieren.

Hoffnung durch junge Anführer

Immerhin gelang es den vom Cimi angeheuerten Anwälten schließlich, die vorläufige Freilassung der Tenharin-Anführer zu bewirken. Am bevorstehenden Mbotawa werden sie teilnehmen. Ob das die verlorene spirituelle Balance wohl wiederherstellen kann?

Ob ihm eigentlich manchmal Zweifel an der Unschuld der Tenharin kommen? Dom Roque wirkt nachdenklich. „Alle beklagen sich über die Wildheit des Flusses. Aber niemand sieht, dass ihn seine Ufer einengen.“ Über Jahrhunderte hätten die Weißen die Indigenen in die Ecke getrieben, verfolgt und dezi-

miert. Selten hätten sie sich dagegen gewehrt. Dom Roque vertraut auf das Urteil seiner Mitarbeiter, die die Tenharin für unschuldig halten. „Aber selbst wenn sie die Morde begangen haben sollten, müssten wir an ihrer Seite stehen. So oder so sind sie Opfer dieser Tragödie.“

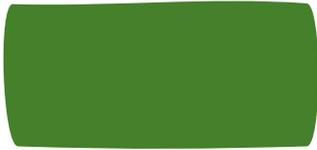
Sein letzter Besuch gilt Gilvan, dem jungen Anführer der Tenharin. Seine Frau Eliane serviert eine kühle Erfrischung, der vierjährige Sohn Enzo turnt über die Veranda. Gilvan ist bis zum Prozess auf freiem Fuss, er bedankt sich für die Unterstützung des Cimi, ohne die man alleine dastehen würde. „Gilvan ist eine Hoffnung für sein Volk, er hat Kraft und Weitsicht“, sagt Dom Roque später. „Diese Dampfwalze, die über die indigenen Völker rollt, hat bei ihnen dazu geführt, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, den Schutz ihres Gebietes. Und darauf, auf eigenen Beinen zu stehen, mit dem eigenen Kopf zu denken.“

Am Fährlager in Humaitá ragen die Holzkreuze der drei ermordeten Weißen weiter in den regenverhangenen Himmel. „Die Indigenen müssen Subjekte ihrer eigenen Geschichte werden. Klar, dass sie dabei Verbündete an ihrer Seite brauchen.“ Brasiliens weiße Gesellschaft habe den Indigenen gegenüber eine 500 Jahre alte Bringschuld. „Wir werden uns dafür einsetzen, dass sie endlich bezahlt wird.“

Abbildung Seite 57:

Emilia Altin (Vize-Präsidentin des Cimi Nacional) besucht Familien in der Comunidade Mufai.





Abbildungen Seite 58:

Drei weiße Holzkreuze am Fähranleger in Humaitá über den Fluss Madeira: War es Mord (oben)?

Mit dem Strom kam in die Tenharin-Dörfer auch der sogenannte Fortschritt (Mitte).

Unterwegs mit dem Auto auf der Transamazônica (unten).

Abbildung Seite 58/59:

Dom Roque Paloschi (Mitte, Erzbischof von Porto Velho/Rondonia und Cimi-Päsident) beim gemeinsamen

Gebet mit Tenharin und Cimi-Mitarbeitern in der Comunidade Mufai.





Im Land der gewaltigen Ströme

Bischof Gilberto und der „Clash of Civilization“ im peruanischen Amazonasurwald
Von Thomas Milz (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Unter der gnadenlos brennenden Sonne schlängelt sich die Asphaltpiste durch die kargen Täler Nordperus. Bischof Gilberto Alfredo Vizcarra Mori ist auf dem Weg von Jaén, seinem Bischofssitz hoch oben in den Anden, hinab ins Amazonastiefland. In einer engen Kurve hält er an. Er will eine Geschichte erzählen.

Früher hieß diese Kurve die „Teufelskurve“, wegen der ständigen Autounfälle, sagt er. Kein gutes Omen. Am 6. Juni 2009 beendete die Polizei hier unter Einsatz massiver Gewalt einen Protest der Awajún-Indigenen gegen die Ausbeutung ihres Gebietes durch Öl- und Minenunternehmen. Perus damaliger Präsident Alan García hatte zuvor Konzessionen zur Ausbeutung der Urwaldregion erlassen. „Die Indigenen hatten bereits zugesagt, die Blockade der Straße aufzugeben. Wieso die Polizei trotzdem auf sie schoss, wissen wir bis heute nicht.“

Massaker an Indigenen

Das Massaker, bei dem 23 Indigene und neun Polizisten starben, war ein Schock für das Land. Es zeige die Spannung zwischen der Zentralregierung im fernen Lima und den Urwaldregionen, das fehlende Verständnis gegenüber den indigenen Völkern, so der Bischof. Als Reaktion auf die Polizeigewalt

Abbildung Seite 60:

Im Awajún-Dorf Bajo Pachacusa hat Bischof Vizcarra (vorne) vor seinem Amtsantritt ein paar Wochen gelebt.

Abbildung Seite 61:

Der Bischof bei den Kreuzen in der „Kurve der Hoffnung“, vormals die „Kurve des Todes“.

besetzten die Indigenen das Öllager „Estación 6“, rund zwei Autostunden weiter östlich. Auch hier gab es Tote. Wie viele Indigene starben, ist bis heute ungeklärt. „Auch sieben Jahre später warten die Angehörigen darauf, dass die schuldigen Polizisten vor Gericht abgeurteilt werden. Nur die Indigenen, die sich verteidigt haben, wurden zur Rechenschaft gezogen.“

Die Regierung habe ohne Rücksicht auf internationale Abkommen, die die Anhörung der von den Projekten Betroffenen vorschreibt,



gehandelt. Im Namen der wirtschaftlichen Entwicklung Perus. „Diese nationale Entwicklungspolitik darf nicht einfach ohne Rücksicht auf die Betroffenen durchgeboxt werden. Denn die Indigenen sind direkt in ihren Lebensumständen davon betroffen. Sie leben vom Wald.“ Nachdenklich geht der Bischof an den Holzkreuzen vorbei. Auf ihnen stehen die Namen der getöteten Indigenen. Immerhin, „wir nennen die Kurve jetzt die Hoffnungskurve, in der Erwartung, dass sich so etwas niemals wiederholen möge“.

Umweltkatastrophe: Ein Leck in der Erdölpipeline

Auf seinem Weg nach Santa Maria de Nieva, dem Endpunkt der Asphaltpiste, kommt der Bischof an zwei abgesperrten Teilstrecken vorbei. In hektischer Betriebsamkeit schaufeln Arbeiter in weißen Schutzanzügen das schwarz verschmierte Erdreich in Plastiksäcke. Innerhalb weniger Tage ist hier die Ölpipeline des Staatsunternehmens Petroperú an mehreren Stellen geborsten. Tausende Liter Öl flossen ins Erdreich und die Flüsse. „Mit diesem

Wasser bewässern die Indigenen ihre Felder, sie essen die Fische, baden hier und trinken aus dem Fluss. Ein Desaster“, kommentiert der Bischof. Mehrfach hätten sich Anwohner über die regelmäßigen Unfälle an der in den Jahren brüchig gewordenen Pipeline beschwert. Doch ausgebessert wurde nie.

In Santa Maria de Nieva endet die Asphaltstraße am Zusammenfluss des mächtigen Río Marañón mit dem Río Nieva. Hier wartet bereits ein kleines Motorboot auf den Bischof. Er will ein Dorf weiter flussabwärts besuchen, das ihm besonders am Herzen liegt. Bevor er im Jahr 2014 sein Bischofsamt in Jaén antrat, verbrachte er hier einen Monat unter den Awajún. „Ich wollte erfahren, wie sie leben, was ihre Probleme sind.“

Nah an den Menschen zu sein, war ihm auf seinem geistlichen Lebensweg stets wichtig. Nachdem er drei Jahre lang in einer Favela in der brasilianischen Stadt Belo Horizonte gearbeitet hatte, ging er für das Jesuiten-Bildungswerk Fe y Alegría in den Tschad. Siebzehn

Abbildung Seite 62:

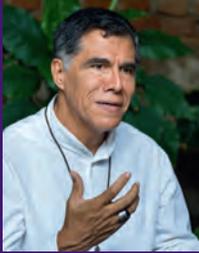
Arbeiten zur Beseitigung eines Lecks an der Erdölpipeline in Chiriaco.

Abbildung Seite 63:

Der Apu (Fernando Tuyas ist nicht nur Dorfchef, sondern auch Katechist) des Awajún-Dorfes Bajo Pachacusa bei einer Ansprache.







„Diese nationale Entwicklungspolitik darf nicht einfach ohne Rücksicht auf die Betroffenen durchgeboxt werden. Denn die Indigenen sind direkt in ihren Lebensumständen davon betroffen.“

Bischof Gilberto Vizcarra Mori

Jahre lang lebte er dort in abgeschiedenen Wüstenregionen. „Da habe ich gelernt zuzuhören.“

Diese Fähigkeit kommt ihm nun zugute. Herzlich begrüßen ihn die Bewohner von Bajo Pachacusa. Und laden erst einmal zu einer Dorfversammlung ein. In langen Reden berichten sie dem Bischof über die neuesten Entwicklungen. Die Gesundheitsversorgung im nahen Santa Maria funktioniere nicht richtig, und immer noch warten sie auf einen Dorflehrer. So geht es weiter, überall fehlt Geld, während die Behörden untätig oder korrupt seien.

„Ihr müsst anfangen, euch zu organisieren“

„Leute, ihr müsst einsehen, dass der Staat euch nicht alles geben wird. Und die Kirche hat kein Geld“, so der Bischof. „Ihr müsst anfangen, euch selber zu organisieren und so Druck auf die Behörden ausüben. Ihr müsst euch selbst helfen.“ Es gebe Gelder für Projekte in Lima, aber dafür müssten die Indigenen schon Vorschläge machen, fügt er hinzu. Danach führt ihn der Apu, der indigene Dorfvorsteher, durch den umliegenden Wald. Der Fluss, aus dem sie bisher ihr Trinkwasser entnommen haben, sei vermüllt, erzählt der Apu. Jetzt gräbt man Löcher, um an sauberes Wasser zu kommen.

„Die Indigenen verseuchen sich selbst, sie konsumieren industrielle Lebensmittel, benutzen Wegwerfwindeln für ihre Kinder, verseuchen ihre eigenen Trinkwasserquellen mit dem Müll. Sie haben nicht gelernt, mit diesen Produkten umzugehen.“ Bischof Vizcarra blickt nachdenklich über den Fluss.

Längst sind die indigenen Dörfer rund um Santa Maria zu Armeniesiedlungen verkommen. Dort wohnt, wer sich ein Leben in der Stadt nicht leisten kann. Und wer in den Städten lebt, lernt schnell von den „colonos“, den neu angekommenen Siedlern. „Wenn Sie mich fragen, wie die Zukunft der Indigenen hier in Santa Maria aussieht, dann ...“

Bürgermeister Joel Isaias Reategui Samaniego, selbst Indigener, versagt es die Stimme. „Es wird hier keine indigene Kultur mehr geben. Das denke ich.“ Dann liest er die letzten Aids-Zahlen seiner Stadt vor. Nirgendwo in Peru ist sie höher.

Neue Perspektiven für die Jugend

Bevor er den Rückweg nach Jaén antritt, macht Vizcarra noch einen Abstecher ins Landwirtschaftsinstitut Saipe. Dort entwickelt Direktor Wilmer Fernández Ramírez, ein ehemaliger Jesuit, neue Ideen. Fischzucht, der Anbau von medizinisch nutzbaren Pflanzen, die Rückkehr zum Eigenanbau von Lebensmitteln, die Liste ist lang. „Die Jugend braucht ja auch eine Perspektive, sonst gehen sie alle früher oder später in die Städte“, so Ramírez.

Letztlich gebe es nur einen Weg, glaubt Bischof Vizcarra. „Mit Hilfe



von Schulen und Instituten wie Saipe müssen wir die Ausbildung der indigenen Jugend verbessern. Unsere Aufgabe dabei ist es, sie zu begleiten, ihnen die Techniken an die Hand zu geben, produktiv zu werden.“ Dabei gehe es nicht allein um die Produktion von Lebensmitteln. „Sie werden dadurch lernen, mit der Außenwelt in Dialog zu treten, sich selbst zu organisieren und anfangen, Politik zu gestalten und zu definieren, wie man der Außenwelt gegenübersteht.“

Ein langer Weg

Wie geht man als Indigener mit Minderheiten innerhalb des eigenen Volkes um, wie mit Mehrheiten, und muss man ein ausbeuterisches Wirtschaftssystem still ertragen, oder stellt man dem eigene Ideen gegenüber? Es seien grundsätzliche Fragen wie diese, denen sich die traditionellen Dorfgemeinschaften stellen müssen, so Bischof Vizcarra. „Das ist der Weg, ein gleichberechtigter Bürger zu werden.“ Ein langer Weg, fügt er hinzu.

Abbildung Seite 65:

Obwohl der Fluss durch ein Leck in der Pipeline verseucht ist, spielen die Kinder scheinbar sorglos im Wasser. Szene aus der Region Chiriaco.

Abbildung Seite 66/67:

Gilberto Alfredo Vizcarra Mori ist seit 2014 Bischof von Jaén/Vikariat San Francisco Javier.
Regelmäßig besucht er das Volk der Awajún, hier im Dorf Tsag Entsa in der Region Chiriaco.

Abbildung Seite 67:

Weiterbildungskurse für Lehrer und Lehrerinnen im Ausbildungs-Institut Fe y Alegría (oben).
Unterwegs: die Lehrerinnen Edith Danducho Etsampi (rechts) und Maria Leny Tsajuput Wajajay (Mitte).
Die Amazonasstadt Santa Maria de Nieva vom Fluss aus gesehen (unten).





Laudato si' – praktisch

Das panamazonische kirchliche Netzwerk Repam

Von Thomas Wieland

„Die Geschichte des Amazonasraumes ist seit der Ankunft der ersten Europäer bis auf den heutigen Tag eine Geschichte der Verluste und Schäden.“ Das sagt Dom Roque Paloschi, Erzbischof der brasilianischen Amazonasdiözese Porto Velho. Als Präsident des Indianermissionsrats Cimi kämpft er als Nachfolger von Bischof Erwin Kräutler für die Rechte und die Anerkennung der indigenen Völker. „Die Situation der Indigenen im Amazonasgebiet ist zum Verzweifeln. Ihre Länder werden von Holzhändlern, Goldsuchern und Bio-Piraten geplündert. Dazu kommen die großen Infrastrukturprojekte der Regierung, wie Staudämme, sowie das vordringende Agrobusiness, das ihnen ihre Rechte nimmt.“

Die Suche nach Eldorado, dem sagenhaften Goldland im Inneren Südamerikas, trieb bereits 1541 die erste spanische Expedition vom Osthang der Anden flussabwärts Richtung Atlantik. Seitdem steht Eldorado für eine Haltung, die nach Papst Franziskus „die Logik des Gewinns um jeden Preis durchgesetzt hat, ohne an die soziale Ausschließung oder die Zerstörung der Natur zu denken“.

Heute ist es nicht nur das glänzende, sondern auch das schwarze Gold, auf das sich das Interesse von Investoren richtet: Das Amazonasgebiet ist ein Eldorado für Erdölfirmer. Im großen Stil locken in den letzten Jahren Erdölvorkommen vor allem in Peru und Ecuador halbstaatliche und multinationale Firmen in die Amazonasregion.

Gerade linke Regierungen erweckten den Eindruck, dass der Tausch von Bodenschätzen gegen Devisen eine Art Aufzug sei, der die Armen aus prekären Lebensverhältnissen hole. Die Bilanz ist ernüchternd: Strukturelle Veränderungen, wie Landreformen oder die Diversifizierung des Arbeitsmarktes, blieben aus. Mit dem Preisverfall vor allem des Öls befördert der Aufzug die Armen tiefer in die Armut. Die Folgen: ineffiziente Wirtschaftsformen, fehlende Arbeitsplätze, Korruption, zunehmender Autoritarismus und Polarisierung der Gesellschaft.

Zu den ökonomischen Auswirkungen kommen die ökologischen. Die an vielen Stellen leckenden Pipelines verseuchen Flüsse, Dörfer und Wälder. Jeder Dritte, der in Ölfördergebieten lebt, erkrankt an Krebs. Was wäre zu tun in einer globalisierten Weltwirtschaft, in der Lateinamerika im Allgemeinen und der Amazonasraum im Besonderen die Rolle des Rohstofflieferanten zu spielen hat? Sollte man das Öl im Boden lassen und das Amazonasgebiet als Lunge der Welt mit seiner unermesslichen Artenvielfalt schützen?

Bisherige Vorschläge scheiterten am Geld

Genau diesen Vorschlag unterbreitete die ecuadorianische Regierung 2007 unter Präsident Rafael Correa. Das Öl im Yasuní Nationalpark im ecuadorianischen Amazonasgebiet sollte im Boden bleiben. „Wir wären bereit auf die Hälfte unserer Einnahmen zu verzichten, wenn uns die Welt die andere Hälfte erstattet“, so der Präsident vor der UNO. Dieser Vorschlag fand international breite Unterstützung. Doch als es ums Geld ging, scheiterte er. Es war unvorstellbar, dass Wirtschaft anders funktioniert, als Natur in Geld zu verwandeln. Da ist er wieder, der Eldorado-Mythos.

Die Folge: Die Förderung der nach heutigen Schätzungen 1,67 Barrel Erdöl ist im Yasuní-Nationalpark angelaufen. Die beiden Völker, die in freiwillig gewählter Isolation leben und keinen Kontakt zu unserer Zivilisation pflegen, werden die Invasion zu spüren bekommen. Es sind die Tagaeri und Taromenane. Insgesamt möchten etwa 100 Gruppen im Amazonasraum keinen Kontakt



mit der herrschenden Zivilisation aufnehmen. Diese Entscheidung treffen die Indigenen, da sich die importierte kulturelle Dynamik für viele Völker als todbringend erwiesen hat – im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Vereinten Nationen sorgen sich. Die UN-Sonderberichterstatterin für die Rechte indigener Völker, Victoria Tauli-Corpuz, weist auf das „potenzielle Risiko eines Ethnozids an den indigenen Völkern“ hin. Ihre Lebensweise macht sie schutzlos gegen Bulldozer, Gift in der Umwelt, Krankheiten der Weißen oder Gewalt. Ihre Leben sind fragil, wie das Biosystem Amazonas es selbst auch ist. Es wird deshalb höchste Zeit von den alten Leitbildern Abschied zu nehmen. Der Traum vom Eldorado ist ein Albtraum. Er droht die gesamte Menschheit in den Abgrund zu führen. Papst Franziskus sieht die Entwicklung im Amazonasraum als Prüfstein für Weltgesellschaft und Kirche. Bischof Kräutler sagt: „Was hier am Amazonas geschieht, hat Konsequenzen für die ganze Welt.“

Die katholische Kirche Lateinamerikas entwirft deswegen eine Pastoral für das Amazonasgebiet als Ganzes. Das Evangelium entfaltet in diesem Territorium seine Wirkung bei Fragen der Ökologie und der Gerechtigkeit, der Liturgie und der Verkündigung. Bischofs-

konferenzen, Konföderationen der Ordensleute, Caritasorganisationen, Kongregationen und Verbände schließen sich zum Netz zusammen, in das auch das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat eingebunden ist. Im panamazonischen kirchlichen Netzwerk Repam („Red Eclesial Pan-Amazónica“) „gibt es keine Kommandozentrale“, sagt Kardinal Claudio Humes, „wir arbeiten als Netzwerk.“ Der Vorsitzende von Repam Kardinal Humes pflegt engen Kontakt zu Papst Franziskus. Er stand am Wahltag neben Bergoglio auf der Loggia des Petersdomes und erinnerte ihn daran, die Armen nicht zu vergessen.

390 indigene Völker im Amazonasraum

Anknüpfungspunkt ist Leben und Kultur der indigenen Völker Amazoniens. Zwar machen die 390 indigenen Völker nur 2,8 Millionen der 34 Millionen Menschen im Amazonasgebiet aus, repräsentieren jedoch mit ihren 240 Sprachen eine immense kulturelle Vielfalt. Sie besitzen die Weisheit dort zu leben, ohne zu zerstören. Und sie sind die Verletzlichsten unter den Armen.

Damit die Indigenen gehört werden, finden 27 Treffen von Delegierten der amazonischen Völker entlang der 27 Flusssysteme dieses gigantischen



Naturraumes statt. Die kirchlichen Vertreter kommen, um zuzuhören. Es wird ihnen deutlich werden, wie nahe die Indigenen Vorstellungen dem biblischen Schöpfungsglauben sind und wie weit sich dagegen der moderne Lebensstil davon entfernt hat. Auch die Fehler der kirchlichen Mission kommen zur Sprache und finden Gehör: Unterhalt entfremdender Schulen und Internate, Abwertung indigener Mythen und religiöser Vorstellungen, Zwang zum Tragen europäischer Kleidung, Behandlung der Indigenen, als seien sie Kinder.

Aufforderung an die Kirche zum Schutz des Amazonasraums

Gleichwohl fordern die Vertreter der Völker die kirchlichen Vertreter auf, ihre Anliegen mitzutragen. Patricia Gualinga aus dem ecuadorianischen Dorf Sarayaku sagt: „Es genügt nicht, wenn einige progressive Priester und Bischöfe uns unterstützen. Die Kirche als Gesamtinstitution ist aufgefordert, sich für uns und die Zukunft des Amazonasraumes einzusetzen.“ Das Dorf Sarayaku hat bewiesen, dass man den damit verbundenen Kampf gewinnen kann. Es konnte die Ausbeutung von Erdöl in seinem Gebiet stoppen. Mit dem interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof gewann das Dorf gegen den ecuadorianischen Staat. Ein Präzedenzfall, der weitere 13 Völker und Gemeinschaften jetzt motiviert für die Lebenswelt aller Sorge zu tragen. Repam unterstützt und vernetzt sie. Ordensfrauen, Laien und Priester vor Ort begleiten die Prozesse. Die interamerikanische Menschenrechtskommission setzt auf Repam zum Schutz der Völker.

Auch der Einsatz kirchlicher Medien soll die Stimme der Menschen im Amazonasgebiet verstärken. Die zahlreichen kirchlichen Radiostationen sind die Basis dafür. Bisher werden die Nachrichten von Medienkonzernen produziert, die außerhalb des Gebiets die Interessen derjenigen vertreten, die nicht vor Ort leben. Ansprechende Medien und die Nutzung von Internet und Radio schaffen ein Instrument, das Entwicklungen prägt. Es geht um Umkehr, Umgestaltung und die Erinnerung an die Märtyrer Amazoniens.

Die Menschen im Amazonasraum wollen außerdem eine Form des Wirtschaftens gestärkt wissen, die Einkommen schafft und die Umwelt schont. Denn bei den klassischen Großprojekten bleiben sie ohne Arbeit und müssen in einer zerstörten Umwelt leben.

Insgesamt werden mit Repam Pastoral und Bildung amazonischer. Katechetische Materialien und religiöse Bildungsmaßnahmen fußen auf der Lebenswelt Indigener. Hilfreicher Rückenwind kommt aus Rom, aber auch von den vor einem Jahr beschlossenen UN-Zielen nachhaltiger Entwicklung (Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung) und dem Klima-Abkommen von Paris.

Papst Franziskus will eine langfristige Unterstützung: „Die Kirche ist in Amazonien nicht wie jemand, der den Koffer in der Hand hat, um abzureisen, nachdem er alles ausgebeutet hat. Sie bleibt weiterhin bestimmend für die Zukunft des Gebietes.“ Die Sorge um das gemeinsame Haus ist das neue Leitbild für das Leben im Amazonasraum, den der Papst voraussichtlich 2017 besucht. Es soll ein Treffen mit den Vertretern der Amazonasvölker geben. Der Papst möchte sie hören. Sie werden sich verstehen.

Abbildung Seite 70:

Netze knüpfen: Thomas Wieland (rechts) beim Repam-Treffen.

Abbildung Seite 71:

Die angehende Lehrerin Elda Rosa Cungumas Kujanham im Ausbildungs-Institut „Fé y Alegria“ in der Region Chiariaco.



Lesehinweise zum Thema

Grundlegend:

P. Juan Goicochea C., Janet Calancha A.: *Kinder, diese Erde liegt in euren Händen*. Handbuch für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Zwettl 2016, 175 S.

Lenin Valencia (Hg.): *Las rutas del oro ilegal*. Estudios de caso en cinco países amazónicos. Lima 2015, 314 S.

REPAM (Red Eclesial Pan-Amazonica): *Memoria del encuentro fundacional*. 9 al 12 de Septiembre de 2014; Brasília, Brasil. Brasília 2014, 125 S.

RAISG (Red Amazónica de Información Socioambiental Georreferenciada): *Amazonía bajo presión*. Bogotá, Caracas, Lima, Paramaribo, Quito, Santa Cruz de la Sierra, Belém, São Paulo 2012, 65 S.

Jörg Elbers: *Lateinamerika – Einen Schritt weiter*. „Indigenes Naturschutzterritorium“ - die Anerkennung des Konzepts wird gefordert. In: *ded-Brief* (2) 2008, S. 32-33.

Gesamthochschule Kassel; ELNI (Hg.): *Wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte indigener Völker*. Kassel 1996, 275 S.

Roland Garve, Wolf Jesco von Puttkamer: *Indianer am Amazonas*. Südamerikas Ureinwohner zwischen Isolation, Integration und Untergang. Adliswil 1995, 144 S.

Doris Cech, Elke Mader, Stefanie Reinberg (Hg.): *Tierra: Indigene Völker, Umwelt und Recht*. Frankfurt 1994, 181 S.

Armin Mathis, Regine Rehaag: *Gold und die Folgen*. Auswirkungen des Goldbergbaus auf Sozialgefüge und Umwelt im Amazonasraum. Köln 1994, 285 S.

Institut für Iberoamerika-Kunde: *Lateinamerika 19 – Analysen, Daten, Dokumentation* – Nachhaltige Entwicklung in Amazonien: Konzept und Wirklichkeit. Hamburg 1992, 158 S.

Brasilien

Erwin Kräutler: *Habt Mut! Jetzt die Welt und die Kirche verändern*. Innsbruck 2016, 142 S.

Ders.: *Mein Leben für Amazonien*. An der Seite der bedrängten Völker. Innsbruck 2014, 230 S.

Dieter Gawora: *Urucu*. Soziale, ökologische und ökonomische Auswirkungen des Erdöl- und Erdgasprojektes Urucu im Bundesstaat Amazonas (Brasilien). Kassel 2000, 313 S.

Jörg Helbig, Oswald Iten, Jacques Schiltknecht: *Yanomami-Indianer Brasiliens im Kampf ums Überleben*. Innsbruck/Frankfurt 1989, 175 S.

Ecuador

Katharina Schwirkus: *Ecuador – Schmierige Geschäfte im Yasuní*. Die Erdölförderung im Nationalpark wird gegen Widerstände vorangetrieben. In: *Lateinamerika Nachrichten* (485) 2014, S. 28-29.

Nina Schierstaedt: *Indigene in Ecuador*. Zwischen institutioneller Einflussnahme und Straßenkampf. In: *KAS* (5) 2006, S. 72-105.

Manfred Rabeneick: *Indigene Interessenorganisation und Armutsbekämpfung in Ecuador*. In: *KAS/Auslandsinformationen* (1) 2005, S. 13-29.

Peru

David Vollrath: *Peru – Die Erben Fitzcarralds*. Im peruanischen Amazonas soll das größte Erdgasfeld Perus, Camisea, erweitert werden – mitten in das Schutzgebiet unkontakterter indigener Gruppen. In: *Lateinamerika Nachrichten* (467) 2013, S. 23-25.

Birgit Weiler: *Mensch und Natur in der Kosmovision der Aguaruna und Huambisa und in den christlichen Schöpfungsaussagen*. Eine vergleichende Studie zum interkulturellen und interreligiösen Dialog im Kontext Perus in praktisch-theologischer Perspektive. Münster 2011, 515 S.

Pilar Arroyo: *Protest und Blutvergießen am Amazonas*. Peru: Zum Hintergrund des aktuellen Konflikts. In: *ila* (327) 2009, S. 35-36.

Zusammenstellung: Jörg Dietzel

Impressum

Herausgeber: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.

Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

Leiter: Christian Frevel

Fotos:

Jürgen Escher: S. 6, S. 8, S. 9u, S.12-S. 21, S. 50-S. 67, S. 71

Achim Pohl: Titelfoto, S. ,S. 90, S.30-S. 42, S. 44-S. 49

Stephan Neumann: S. 23-S. 29, S. 69

Martin Steffen: S. 3

Adveniat-Projektpartner: S. 70

Redaktion: Christian Frevel

Fotoredaktion: Jürgen Escher

Lektorat: Jörg Dietzel

Layout, DTP: Jürgen Escher, Herford

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anschrift der Redaktion:

Gildehofstraße 2, D-45127 Essen

Telefon: 0201/1756-0

Telefax: 0201/1756-111

E-Mail: info@adveniat.de

www.adveniat.de

Spenden für Adveniat:

IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45

BIC: GENODE33BBE

ISBN: 978-3-9816913-2-0

Bestellnummer: KH 36

© Adveniat 2016

Die Autoren

Yvonne Bangert ist seit mehr als 30 Jahren für die GfbV in Göttingen tätig, zunächst als Redakteurin der Zeitschrift „Progrom“ und der Internetseiten, seit 2005 als Referentin für indigene Völker.

Jürgen Escher studierte Fotografie in Bielefeld. Er arbeitet als freiberuflicher Bildjournalist und bereist seit 1990 Lateinamerika für Adveniat.

Thomas Milz lebt in São Paulo. Er arbeitet als Korrespondent für verschiedene Sender und Agenturen, unter anderem für die Katholische Nachrichten Agentur (KNA).

Stephan Neumann arbeitet als Pressesprecher und Leiter des Medienreferates bei Adveniat.

Dr. Stefan Peters ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Kassel mit dem Schwerpunkt Internationale und Intergesellschaftliche Beziehungen.

Achim Pohl studierte Kommunikationsdesign in Essen, lebt als freiberuflicher Bildjournalist in Essen.

Ina Rottscheid ist Redakteurin beim Deutschlandfunk und seit 15 Jahren als Reporterin in Lateinamerika unterwegs.

Thomas Wieland, Leiter der Projektteilung bei Adveniat.

KONTINENT DER HOFFNUNG

Amazonisches Tiefland

Bedrohte Schöpfung – bedrohte Völker

Das Leben der Völker im Amazonasgebiet ist in Gefahr. Rund 150 Völker, die insgesamt mehr als eine Million Menschen zählen: Viele indigene Gemeinschaften sind bedroht. Denn der Klimawandel verursacht in den „immerfeuchten Tropen“ nie gekannte Zeiten der Trockenheit. Die Pegel des Amazonas und seiner Flüsse sinken, wie es auch das Titelbild dieser Ausgabe der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ zeigt. Das Leben der Indigenen, die auf und von diesem Wasser leben, ist aber auch durch gigantische Staudammprojekte sowie die rücksichtslose Ausbeutung von Rohstoffen bedroht. Die Zerstörung ihrer Lebenswelt kommt einer schleichenden Ausrottung an den indigenen Völkern gleich.

Papst Franziskus hat in seiner Enzyklika Laudato si' die Zerstörung des Amazonas-Regenwaldes angeprangert. Anklagend fragt Franziskus in seinem Schreiben: „Welche Art von Welt wollen wir denen überlassen, die nach uns kommen, den Kindern, die gerade aufwachsen?“ Der Papst sagt es deutlich: „Will die Menschheit Zukunft haben, muss sie den Schrei der Erde und den Schrei der Armen hören.“

Dem Ruf des Papstes folgend hat sich in Lateinamerika ein neues länderübergreifendes Kirchliches Netzwerk gebildet, das den Menschen in Amazonien zu einer starken Stimme verhelfen will. Dieses Heft aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ stellt das Netzwerk „Repam“ vor, es zeigt aber auch die Folgen des Raubbaus an der Natur im Regenwald insbesondere für die indigenen Völker. Die Reportagen und Berichte stellen Beispiele aus Ecuador, Peru und Brasilien vor.